Jahrgang
1827.

Viertes Quartalheft.

Enthaltend
die Vte und VIte Beylage zum zwölften
Jahres-Berichte;
nebst der
Beschreibung einer Missionsreise
auf der Insel Hawaji.

Beylage, Nro. V.

Einige Bemerkungen über die dänischen Besitzungen auf der Goldküste in Westafrika.

§. 1.
Ober-Guinea überhaupt.

Den ganzen Küstenstrich des fast nur an der Küste bekannten westlichen Afrika, der sich vom Cap Verga (10° nördl. Br.) bis zum Cap Lopez Gonsalvo (57' südl. Br.) erstreckt, faßt man unter dem Namen Ober-Guinea zusammen, und theilt denselben gewöhnlich in sieben Striche oder Küsten, unter welchen die Goldküste die mittlere Stelle einnimmt. Versteht man nämlich unter der Goldküste den zwischen dem Vorgebirg der 3 Spitzen (5° nördl. Br. 15° L.) und dem Fluß Volta liegenden Theil, so hat man zu beyden Seiten folgende Nachbarschaft. Zunächst westlich grenzet die sogenannte Zahn- oder Elfenbeinküste, als deren Grenzpunkt das Vorgebirg der Palmen angenommen wird: ein noch wenig bekanntes Land, dessen Hälften noch, wie von den ersten Besuchern, Küste der bösen und guten Leute geheißen werden. Die Bewohner leben in mancherley mehr oder minder freyen Verfassungen, doch kennt man auch zwey mächtige Königreiche, Cotchey und Issini. Weiter westlich vom Palmen-Cap, bis zum Cap Mesurado, liegt die Körner- oder Pfefferküste, felsig und unzugänglich, daher noch weniger bekannt, als die vorige, obwohl mächtige Negerreiche sich nach dem Innern zu erstrecken sollen. Hier ist es, wo an der Hafenmündung des Flusses

Mesurado, unter dem Volke der Bassa's, kürzlich die Colonie Liberia angelegt, und Monrovia erbauet wurde. Was von diesem Punkt an bis zum Cap Verga liegt, heißt im weitern Sinne die Küste Sierra-Leone, und hier wohnen die Negerstämme der Timmanies, Bulloms und Susu's, nebst den eingedrungenen muhamedanischen Mandingo's, und den im Innern sich weit ausdehnenden Fulahs. Die auf der Küste oder Halbinsel Sierra-Leone im engern Sinne aufblühende Neger-Colonie ist unsern Lesern bekannt.

Wenden wir uns auf der andern Seite östlich vom Rio Volta, so finden wir zuerst die Sklavenküste, bis zum Fluß Bevie (oder Formoso), mit großen, kriegerischen Einwohnern und mächtigen Staaten, unter denen Dahomey der wichtigste. Alsdann die sogenannte Küste Benin, deren Grenze nach Osten man verschieden annimmt, und wo Manche in den vielen großen Flußmündungen die Ausflüsse des geheimnißvollen Nigers finden wollen. Was endlich noch weiter nach Osten oder nunmehr Süden liegt, bis zum Cap Lopez, hat keinen gemeinsamen Namen, und ist wenig besucht.

§. 2.

Die Goldküste ins Besondere.

Die gegen 300 englische Meilen sich dehnende Gold-Küste ist nah am Meere, eben und sandig, und 2 bis 3 Meilen ins Land fangen allmählig die Gebirge des Innern sich zu erheben an, von denen die zahlreichen Flüsse kommen. Das nächste Gebirgsland im westlichen Theile ist die Landschaft Aquapim. Weiter ins Land dehnt sich das große Reich der Aschanties, das erst um 1700 den Europäern bekannt wurde, von da an sich durch blutige Eroberungskriege immer mehr erhob, und jetzt eine gewaltige Länderstrecke beherrscht, ja die ganze Küste bis zum Cap Mount hinauf in einer gewissen Abhängigkeit halten soll. Solche dem eigentlichen Aschantie untergeordnete Reiche auf der Goldküste sind im Osten das kleine,

fruchtbare Apollonia, und das gleiche, kunstfleißige Ahanta. An sie schließen sich die in verschiedene Gebiete mit allerley freyern Verfassungen zerfallenden Landstriche Fantie und Akkra, nach ihnen im Westen noch eine große Anzahl kleinerer Gebiete, worunter nur in einigen Könige unbeschränkt herrschen. — Mancherley Reiche im Innern, zwischen Aschantie und Dahomey, liegen ganz im Dunkeln.

§. 3.
Europäische Niederlassungen.

Auf dieser Küste finden sich nun die meisten Handels-Niederlassungen und Forts verschiedener europäischer Völker. Die Portugiesen, die ersten Beschiffer dieser Gegenden, siedelten sich im Jahr 1452 in Akkra an, aber ihre Grausamkeit reizte endlich die Eingebornen zu allgemeinem Morde. Jetzt haben die in Nieder-Guinea angesiedelten Portugiesen keinen Platz auf der Goldküste *), aber die portugiesische Sprache wird noch hie und da geredet, und hat sich überhaupt sehr in die Neger-Sprachen gemischt. Die Engländer, die bis 15 Forts längs der Küste besitzen, von dem westlichen Apollonia an bis Lai, einem Platz bey Bingo, haben ihren Hauptort zu Cape Coast (Corso). Die Holländer, deren Hauptort die nicht kleine Stadt Elmina (St. George della Mina) ist, besitzen ebenfalls viele Plätze, darunter das von Portugiesen erbaute St. Anton, und ehedem das jetzt verlassene Hollandia, früher auch Friedrichsburg oder Brandenburg, das der von Kurfürst Friedrich Wilhelm gestifteten afrikanischen Handels-Gesellschaft gehörte, und im Jahr 1720 vom König von Preußen verkauft wurde. Ueberhaupt findet man auf der ganzen Küste noch mehrere Ruinen früherer europäischer Forts.

(* Ein ganz unbedeutendes kleines Fort bey dem Königreiche Whielah, wo auch die Franzosen ein solches haben, gehört schon zur Sklaven-Küste.

Die Dänen waren die ersten Europäer, welche hier den Sklavenhandel abschafften. Isert, ein deutscher Wundarzt, war der erste Pflanzer, den die dänische Regierung unterstützte. Gouverneur Kjöge, ein edler Mann, der sich stark gegen den Sklavenhandel erklärte, und den Negern selbst aus der Bibel erzählte, hat zuerst Königsstein und Prinzenstein angelegt. Auf der Erdzunge Eieboe, an der Mündung des Volta, wurden Pflanzungen gemacht, desgleichen zu Friedrichsberg, in der Nähe der Aquapimberge. Jetzt liegen die dänischen Forts in einer Linie von 30—40 Meilen von Westen nach Osten, der Hauptort Christiansburg bey Akkra (5° 24′ Br. 2° 29′ Länge westl. von Paris), dann Friedensburg bey Ningo, Königsstein am Volta, Prinzenstein und mehrere kleinere Redouten, Faktoreyen und Anpflanzungen. Ein guineischer Rath der Commandanten, unter Vorsitz des Gouverneurs, verwaltet das Ganze, und steht unter dem königlichen General-Zollamte. Sonstige Beamte, nächst den Commandanten, sind der Prediger, der früher mit im Rathe saß, dessen Stelle aber jetzt seit längerer Zeit nicht besetzt ist, der Arzt, der Buchhalter, der Sekretair u. s. w.

Der letzte Prediger war Monrad, der sich von 1805 bis 1809 in Afrika aufhielt, und aus dessen im Jahr 1822 dänisch, und 1824 deutsch erschienenem „Gemälde der Küste von Guinea" *) wir nun meistentheils die folgenden Nachrichten entnehmen.

*) Gemälde der Küste von Guinea und der Einwohner derselben, wie auch der dänischen Colonien auf dieser Küste, entworfen während meines Aufenthaltes in Afrika, in den Jahren 1805—1809, von H. C. Monrad, Prediger zu Greis und Sindberg in Jütland; aus dem Dänischen übersetzt von H. E. Wolf. Weimar 1824. Die Nachrichten beziehen sich, nach des Verfassers Vorerinnerung, meistentheils auf den Landstrich vom Fluße Sakuma bey Christiansburg bis Prinzenstein, 12 Meilen unterhalb des Volta.

§. 4.
Land und Clima.

Man hält die Küstengegend, wo die Wälder entweder noch nicht anfangen oder weggehauen sind, und der Wind einen freyern Zug hat, für gesunder, als das Innere, wo wenigstens die Hitze viel stärker ist. Der mittlere Stand an der Küste ist 83° Fahrenheit; weiter im Innern soll die Hitze oft bis 95°, ja zuweilen bis 100° steigen. Die Regenzeit dauert vom May bis August, doch reinigen auch in ihr häufige Winde die Luft, die sich zuweilen in den gefürchteten Sturmwirbelwind, bey den Seeleuten Tornados genannt, verwandeln. Am ungesundesten ist die sogenannte Cinq-sous Zeit im August, wo ein Fisch dieses Namens gefangen wird. Für die gesundeste Zeit dagegen wird von Einigen die sogenannte heiße Zeit im September und Oktober, die der kleinen Regenzeit im November vorangeht, gehalten; Andere aber wollen die Harmattanzeit (Dezember bis Februar) dafür erklären. Wenigstens ist Letztere am trockensten und kühlsten, denn es weht in ihr der Harmattan, ein regelmäßig wiederkehrender Nordost, gewöhnlich drey- bis viermal, jedesmal höchstens 8 Tage. In Folge des Climas sind die bekannten afrikanischen Fieber häufig; besonders muß jeder Europäer, um sich zu acclimatisiren, ein hitziges Fieber aushalten, das die Dänen Landets-Sygdom oder Kystfeberen (Landes-Siechthum oder Küstenfieber), die Engländer the seasoning (das Sichzurechtmachen, die Eingewöhnung) nennen. Die Neger, welche sonst bey Krankheiten ihren Fetischen opfern und flehen, wissen doch auch allerley Mittel, die ihre Natur darreicht, namentlich gegen dieses Fieber; und wenn bey vielen Europäern, wie erzählt wird, ein Leib und Seele verzehrendes Heimweh, und die feste Einbildung, daß man in Guinea nicht leben könne, dazu tritt, so darf dagegen der Bote Christi getrost hoffen, daß es seinem Heiland, der auch für Guinea das rechte Vaterland erworben, und Wege aller Wegen hat, nicht

an Mitteln fehlen wird gegen diese Krankheiten, wenn Er, was seinen Kindern ersprießlich ist, will thun! Denn: Seine Arbeit darf nicht ruh'n!

Auch eine andere schmerzhafte Krankheit, eine Art weißer Ruhr, die dort zu Hause ist, steht in der Regel den Europäern bevor; nicht selten ferner mancherley Geschwüre und Ausschlag, so wie die bekannten, seltsamen Guinea-Würmer.

Die Natur, welche unter dem geheimnißvollen Fluche Hams, dessen Ende aber gewiß auch im Segen Christi liegt, mitzuleiden scheint, brütet überhaupt viel und mancherley Gift aus, das die Neger zu bereiten und zu gebrauchen verstehen. Die grausamsten Raubthiere, Hyänen und Schakale, sind häufig, Löwen und Elephanten weniger an der Küste. Affen aller Art gibt es in Schaaren; desgleichen die schönsten und buntesten Vögel, die aber nur rauh und wild schreyen; kein einziger Singvogel wird gehört. Die Schlangen sind hier zu Hause, namentlich die Königsschlange von 10—20 Ellen; es findet sich ein ungeheures Gewimmel von Insekten und Gewürmen, darunter die künstlichen Termiten, die merkwürdigen Wanderameisen, die giftigen Scorpionen und beschwerlichen Muskitos. Die Vegetation ist höchst üppig; von Metallen wird fast nur das Gold gefunden, und zwar das Meiste im innern Aschantie.

§. 5.

Stämme; Sprachen; Verfassung.

Die in vielerley Stämme zertheilten, doch jedenfalls zu einem Hauptstamm gehörigen Neger, welche an der Goldküste und von da landeinwärts wohnen, sind im Allgemeinen ein kräftiger und fähiger Menschenschlag, von dem sich wohl eine gute Entwicklung erwarten läßt, sobald das Joch Satans, unter dem sie sich verderben, gebrochen wird. In manchen Gegenden sollen sie sogar körperlich schön seyn; die Fanties sind die schwärzesten. Noch jetzt werden 12 Urstämme angenommen, nach denen

sich die Familien herleiten. Man nennt sechs Haupt-Sprachen, unter denen vielleicht auch nur Mundarten sind *), für die Küste von Apollonia bis zum Volta; die reinste und beste soll die in Aschantie gesprochene seyn; die einfachsten und leichtesten aber sind gerade die Sprachen von Fantie und Akkra, und die letztere, wo das dänische Gebiet ist, wird in der ganzen Gegend, bis an den Volta, verstanden. In ihr sind auch bis jetzt die einzigen schwachen Versuche einer Bearbeitung für Europäer gemacht worden. Man hat eine schlechte Grammatik von einem Mulatten, Christian Protten, Kopenh. 1764. Eine Uebersetzung der 10 Gebote, des Vaterunsers und des apostolischen Glaubens-Bekenntnisses von Interims-Gouverneur Schöning, welche Herr Bischof Dr. Münter 1805 drucken ließ, aber nur in wenigen Exemplaren. Das Neueste ist eine Uebersetzung der Bergpredigt durch Herrn Major von Wrisberg, herausgegeben von Herrn Dr. Münter, 1826. Wir erfahren auch, daß Herr Professor Rasch in Copenhagen sich besonders mit der Akkra-Sprache beschäftigt.

Was die Verfassung der Neger anbelangt, so ist der mächtige Despot von Aschantie vorhin schon erwähnt worden. Seine Person wird von den meisten Negern fast heilig gehalten, so daß kein Unberufener ihn sehen könne, ohne zu sterben. Er hat 3333 Weiber; seine Scharfrichter sind stets um ihn, und wenn er spricht: Dieser Mann ist zu schön, um in meiner Gegenwart zu athmen, so fällt der Kopf des Bezeichneten. Mancher Vornehme, nach dessen Kopf gespickt wird, überbringt ihn demüthig lieber selbst, um sich dadurch vielleicht noch zu retten. Diesem Beyspiel des großen Zwingherrn ahmen die kleinen unbeschränkten Könige nach, und „nehmen den Kopf," wie es heißt, nach Laune; beym Empfange von Europäern werden zuweilen Kriegsgefangene oder Sklaven zur

*) Wenigstens wird erzählt, daß die leicht Sprachen lernenden Neger deren öfters sechs bis sieben reden.

Ceremonie getödtet, um die Macht zu zeigen. Noch vor den Portugiesen soll ein Kaiser von Benin die ganze Küste beherrscht haben, so wie man auch von einem ehmaligen Königreich Akkra erzählt, dessen Königs-Familie noch im Dorfe Akkra in Verarmung, aber noch in gewissen Ehren, lebt. Jetzt sind an der Küste meist republikanische Verbindungen, doch nicht ohne Aristokratie der Vornehmen und Reichen. In den Neger-Dörfern, bey den dänischen Forts, Ussue, Thessing, Ningo, Adda, Quitta, Labodei, Agraphie und Malphie, sind fast patriarchalische Einrichtungen; die Neger stehen mehr im Bundesgenossen- als im Unterthanen-Verhältniß zu den Dänen. Jedes Dorf hat seinen Cabuscheer, aus uralter und freyer Familie; ihm zur Seite steht ein Dorfrath von Grandees oder Aeltesten, deren nie über 100 sind. Gleich ihnen haben noch die Priester, und nächst ihnen hat auch die junge Mannschaft bey der Regierung mitzusprechen. In reinen Familiensachen gebietet jedoch das graue Familienhaupt ohne allen Einspruch.

§. 6.
Lebensweise.

Die Lebensweise der Neger ist, wie sich erwarten läßt, einfach und ärmlich, doch nicht ohne Ueppigkeit und Sinnenlust auf ihre Weise. Die Kleidung besteht im Allgemeinen für Kinder vom 5ten oder 6ten Jahre an in einem die Schaam deckenden Tuche, Tekle genannt, und über dieses tragen beyde Geschlechter von den Jahren der Mannbarkeit an, deren Anfang durch besondere Gebräuche bezeichnet wird, das Pantie, das den untern Leib vom Gürtel an bedeckt, doch auch nach Bedürfniß noch um die Schultern geworfen werden kann. Der Kopf ist gewöhnlich unbedeckt, und wird so geschoren, daß nur ein oder mehrere Büschel Haare, zuweilen in besondern Figuren, stehen bleiben. Einreibung mit allerley Fett, besonders Palmöl, auch Tattowirung ist gebräuchlich, letztere vorzüglich bey den Weibern, die sich überdieß, wie natürlich,

auf vielerley sonderbare Art zu putzen suchen. Im Essen sind die Neger mäßig, obgleich desto unmäßiger im Trinken; Reinlichkeit herrscht im Ganzen bey ihrer Lebensweise. Die heiße Mittagszeit ist, wie bey uns die Nacht, der Ruhe bestimmt.

Die Aschanties im Innern bauen in ihren Städten ordentliche Häuser von Lehm-Mauern, mit Bambus- und Palmendächern, selbst Palläste von mehreren Stockwerken. In den meisten Küstengegenden aber hat man nur kleine runde Hütten wie Bienenkörbe, die 10 — 12 Menschen fassen, und nur hie und da in der Nähe der Forts werden die europäischen Häuser schlecht nachgeahmt. Ein abgebranntes Negerdorf der leichtern Art soll in einigen Tagen wieder hergestellt werden können.

Der Ackerbau wird nur sehr unvollkommen getrieben, und die Bearbeitung des Landes besteht in Abbrennung des hohen Grases gegen die Regenzeit. Mit Graben und Pflügen befassen sich die Neger nicht, sondern machen die Erde nur mit einem ganz einfachen Werkzeug, wo es nöthig ist, etwas locker, was man rosarren nennt. Weiter landeinwärts in den Wäldern werden die Bäume umgehauen und hernach angezündet, was bey den saftreichen noch stehenden Bäumen keine Gefahr hat. — Viehzucht wird im Ganzen wenig, und nur an einigen Orten bedeutend getrieben. Die Schiffahrt steht noch auf sehr niedriger Stufe, doch wissen die Neger sehr geschickt ihre Kanots durch die Brandungen zu bringen. Die Jagd wird von dem trägen Volke, das in seinem heißen Lande nicht einmal etwas vom eigentlichen Spazierengehen weiß, und dessen größte Lust müßiges Plaudern, Trinken und Spielen ist, natürlich nie zum Vergnügen, sondern nur als Handwerk und Arbeit getrieben. Doch hält sich fast jeder vermögliche Mann seinen Bombefoi oder Jäger, der seine Sache mit besonderer Geschicklichkeit und Regelmäßigkeit treibt, und besonders eine große Ausdauer dabey beweiset. Fischerey im Meer oder in Revieren — wie man dort alle fließenden und

stehenden Wasser ausser dem Meere nennt — ist die Beschäftigung der armen Volksklasse. Endlich fehlt es den Negern keineswegs an Geschicklichkeit in allerley Künsten; sie wissen namentlich das Gold und Silber recht gut zu schmelzen, zu gießen und zu bearbeiten. Weniger verstehen sie die Verfertigung von Eisengeräth, doch hat jede große Negerey ihre Schmiede. Aus Holz und Ton machen sie allerley Hausrath, von Baumwollen und andern Pflanzen verschiedene Zeuge und Teppiche, — und so dergleichen mehr, was nicht nur zur Befriedigung einfacher Bedürfnisse genüget, sondern schon ihren Luxus nähret.

Kriege werden sehr häufig geführt, im Innern bloß in der Absicht, Sklaven zum Verkauf zu fangen, an der Küste aus allerley Ursachen, wozu auch erbliche Feindschaften zwischen gewissen Völkern und Stämmen gehören. Dazu haben die Europäer sie reichlich mit Flinten und Schießbedarf versorgt, und nur tief landeinwärts werden noch Bogen und Pfeile gebraucht. Die Kriegsgefangenen werden entweder in die Sklaverey verkauft, oder auf die grausamste Weise zu Tode gemartert, so daß man sie z. B. mitten unter Martern zu tanzen zwingt, ihnen dabey Stücke aus dem Rücken schneidet, und diese mit der Frage vorhält: ob sie das schon einmal gesehen haben? Die gewöhnliche Art zu kämpfen zeigt eher Feigheit als Muth; zuweilen aber ergreift die Kämpfenden eine wilde, blinde Wuth, und dann sollen selbst Weiber sich zu Hunderten vom überlegenen Feinde niedermetzeln lassen. Ach, der Gott des Friedens erbarme sich der Armen!

§. 7.

Besondere Sitten und Gebräuche.

Eine Art Duell, die sie das Messerziehen heißen, ist bey den Negern sehr gebräuchlich, und Alles, was dabey vorfällt, keiner Strafe unterworfen. Nur die Sklaven dürfen nicht Messer gegen einander ziehen, da sie das zu unsicheren Dienern machen würde, und ein Versuch solcher Art wird hart bestraft. Eine symbolische Handlung,

wodurch zwey Neger, die einander hassen, eine nun unversöhnliche Feindschaft erklären, ist das sogenannte Blatt-reißen, wobey ein großes Blatt von ihnen an zwey Enden gefaßt und zerrissen wird, — was selbst zwischen nahen Verwandten und Brüdern nicht selten geschieht. Die Blutrache wird von den Verwandten eines Ermordeten mit der größten Hartnäckigkeit und List ausgeübt, und es gibt für den Mörder eines Stammgenossen nirgends eine Freystätte.

Gewisse Verbrechen haben, wenn sie erweislich klar sind, ihre bestimmte Rache von dem Betheiligten; in allen Zweifelsfällen aber werden sogenannte Palawer oder Gerichtszusammenkünfte des Dorfrathes, und öfters aller freyen Männer gehalten. Hier wird ausführlich, manchmal Monate lang, in eifrigen Reden hin und her gesprochen, und meist nach dem Herkommen von frühern Palawern her, aber auch zuweilen willkührlich, entschieden. Bey dem Allem gibt es sehr bestimmte und umständliche Ceremonien. Eine abscheuliche Maßregel, die sehr oft nach dem Urtheil des Palawers ergriffen wird, ist das sogenannte Panjaren oder Menschenfangen auf Rechnung eines Andern. Kann oder will Jemand eine Schuld nicht zahlen, oder sonst eine Pflicht nicht leisten, so werden vom Gegner einer oder mehrere seiner Verwandten, Dorf- oder Landsleute, eingefangen, und wenn der Schuldner sie in gesetzter Frist nicht auslöset, verkauft; die Angehörigen des Verkauften aber halten sich nun bloß an den Schuldner. Die ausgeschickten Panjarer treiben ihr Handwerk mit allerley Listen und Künsten, und — schrecklich zu sagen! — auch Europäer wandten, wenigstens früher, dieselbe Maßregel in ihren Händeln mit den Negern an. — Wenn das Palawer auf Hinrichtung erkennt, so wird dieselbe auf mancherley grausame Arten vollzogen, z. B. der Kopf langsam zersägt, oder der Schuldige lebendig begraben, an gestachelten Bäumen aufgeknüpft, den Stichen der Insekten, dem Hunger- und Dursttode preisgegeben u. s. w.

Die Frau wird den Eltern oder Verwandten um den Preis eines weiblichen Sklaven, und zwar oft schon als Kind, abgekauft. Bey der Vollziehung der Heirath wird ein Casarre-Kostume oder Hochzeitschmaus, mit dem bey den Negern gewöhnlichen Musiklärm, Tanz, Brannt-weintrinken u. s. w. gehalten. Vielweiberey ist ganz all-gemein, doch hat ein Mann an der Küste höchstens bis 30 Frauen, und eine ist gleichsam die Oberfrau, Odufu genannt. Das Weib ist des Mannes völliges Eigenthum und Lastthier, und er kann mit ihr machen was ihm be-liebt, sogar sie tödten. Unfruchtbarkeit ist große Schande. Die Gebährende wird sehr hart behandelt, und wenn sie vor der Entbindung stirbt, nicht begraben, da sie ihre Bestimmung nicht erfüllen konnte. Ein reiches Mädchen kann ohne Schande zur Wand casarren, d. h. eine ordentliche Hochzeit ohne Mann halten, und nun das glückliche Leben des freyen Umgangs mit vielen Männern führen. Sonst wird Untreue an der Frau sehr hart ge-straft, der Mann aber zahlt dem Manne nur einen durch verschiedne Sitte bestimmten, oft geringen Preis, über dessen Betrag zwischen benachbarten Negereyen Verträge geschlossen werden. In der Gegend von Akkra werden die Knaben im 7ten oder 8ten Jahre beschnitten.

Ein lieblicher Zug zwischen den im Ganzen ächtheid-nischen Sitten ist das sogenannte Ocrabündniß, nach welchem ein vornehmer Neger unter seinen Sklaven oder Dienern seinen Ocra, und eine Negerinn eben so ihre Ocrara mit besonderer Feyerlichkeit wählt und ernennt, d. h. einen Vertrauten oder eine Vertraute, die von nun an alle Geheimnisse theilt, sie stets begleitet und schützt, auch wiederum aufs beste behandelt wird, und sich gemei-niglich beym Tode des Herrn ebenfalls das Leben nimmt.

§. 8.

Religionsbegriffe und sittlicher Zustand.

Es ist merkwürdig und wichtig, daß sich bey den Ne-gern fast durchgängig der Begriff von Einem ersten und

höchsten Gott findet; die Akkrasprache nennt ihn Jongmaa oder Njongmaa. *) Freylich hat er die Regierung der Welt gänzlich den Fetischen oder Untergöttern abgegeben, aber zuweilen entfährt dem erbitterten Neger doch noch der Ausdruck: Jongmaa strafe dich! Und bey Sturm und Gewitter heißt es wohl: Jongmaa kommt. Es wird auch erzählt, wie Jongmaa im Anfang die Welt und die Menschen geschaffen habe, und zwar erst drey schwarze, dann drey weiße Menschenpaare. Er legte den Geschaffenen zwey Gaben zu freyer Wahl vor, eine große Kalebosse (Büchse) und ein kleines Papier. Die Schwarzen durften zuerst wählen, ergriffen aber in der Kalebosse nur Gold, ein wenig Eisen, und was sie sonst jetzt haben und zum Fetischdienst brauchen. Das Papier der Weißen aber lehrte sie alle ihre Künste, das Buchmachen und Schiffahren u. s. w. Seitdem gehört den Negern, deren Stammväter so voreilig wählten, das Ihre, und was die Europäer haben und meynen, taugt für sie nicht. Wer vermag auch in dieser Fabel die dunkle Idee eines Sündenfalles zu verkennen?

Ganz in den Hintergrund tritt aber Jongmaa gegen die unzähligen Jongs oder Fetische, mit denen der arme Neger die ganze Welt um ihn her bevölkert glaubt, und um welche sich alle seine religiöse Verehrung drehet. Das Wort Fetisch kommt vom portugiesischen Fedes (fides), und bezeichnet sowohl jedes verehrte höhere Wesen, als auch die Gegenstände und Handlungen, welche durch seine Verehrung geheiliget sind. Es gibt größere und kleinere, d. h. mächtigere und schwächere Fetische aller Art, und man glaubt besonders von den mächtigern, daß sie mit einander Krieg führen, daher der eine Fetisch den Negern Böses zufügt, die in eines andern Gebiete wohnen. Ueberhaupt leitet man alles Böse, wie alles

*) Andere Schriftsteller, wie Isert und Rask, schreiben Numbo, Römer Niumboo; aber die oben stehende Schreibart soll richtiger seyn.

Gute, von den Fetischen her: den Kranken plagt der Fetisch, den früh Sterbenden bringt der Fetisch um u. s. w. Nach frühern Berichten verehren die Neger sogar einen wirklichen Teufel; Monrad erklärt dieß für Mißverständniß, und will nur von einem in Akkra sehr mächtigen Fetisch, Abunsa, wissen. *) Ganze Volksstämme, einzelne Personen, Flüsse, Seen, Haine, Steine, Bäume, Termitengebäude, große Ameisenhaufen u. s. w. haben ihre besondern Fetische, ja die ganze Natur ist von ihnen beseelt. In Häusern und im Freyen hat man Bilder von ihnen, die entweder thönerne Menschenfiguren mit übergroßem Kopfe, oder auch nur angestrichene Pfähle und Holzstücke sind. Jedes Kanot hat seinen Schutz-Fetisch, dem geopfert wird, und dessen Bild zuweilen im Vordertheil sich befindet. Es wird aber auch unmittelbar zum Meere gebethet, und Branntewein in dasselbe gegossen. Die kleinen Amulete oder Heiligthümer aller Art, die der Neger seinen Fetisch heißt, und auf Reisen, besonders im Kriege, aber auch wohl überhaupt zum Schutze mit sich führt, sind bekannt — es sind die Grigris auf der Küste Sierra-Leone.

Die Fetische haben ihre heiligen Oerter, Wälder, Steine, Felsen, besonders aber Wege, auf denen sie bey Nachtzeit in Menschengestalt, mit langen Kleidern, familienweise wandern, und wer sie erblickt, dem kann es sogar das Leben kosten. Auch das Fetischmachen oder Opfern, um Uebel ab- oder Glück zuzuwenden, geschieht des Nachts. Im Akkra-Gebiete werden nur unblutige Gaben dargebracht, Hühner, Mais, Eyer, Branntewein, Zeug oder sonst unbedeutende Kleinigkeiten. Es scheint, daß der Fetisch mehr das Zeichen der Verehrung, als die wirkliche Gabe verlangt. Daher dulden es die Neger auch, daß der Europäer solche dem Fetisch vorgesetzte Dinge nimmt,

*) Römer (Nachrichten von der Küste Guinea. Deutsch. Kopenh. und Leipzig 1769.) erwähnt den Namen des Teufels Sissa. Bey Andern Susa.

nimmt, und sagen: Der Fetisch weiß, daß wir's ihm gebracht. Warum hat er's nicht selber genommen? — Namentlich wird das Erste von Allem, was der Neger genießt, den Fetischen geopfert; er soll nicht einmal trinken, ohne etwas davon auszugießen, oder auf den Fetisch, den er an sich trägt, zu spritzen. Weiter ins Land hinein, besonders in Aschantie, sind Menschenopfer gebräuchlich und gewöhnlich.

Die Mittelspersonen zwischen den Negern und Fetischen sind die zahlreichen Priester, deren es viele in Einem Dorfe gibt, doch so, daß jedesmal ein Oberpriester durch ganz besondere Verehrung ausgezeichnet wird. Die Priester wissen mancherley geheime Künste durch ihren nähern Umgang mit dem Fetisch, können wahrsagen, Diebe angeben, und besonders durch eine Art Gottesurtheil Schuld oder Unschuld offenbaren, wobey entweder das Gesicht mit heiligem Wasser gewaschen, oder gar dasselbe getrunken werden muß. Auch bey dem sogenannten Fetischessen, welches die Eidesleistung der Neger ist, haben die Priester zu thun. Es wird der Schwörende unter besondern Ceremonien mit Dingen berührt, die dem Fetisch geheiligt sind, und er trinkt etwas solchen Branntewein, auf die Gefahr hin, daß ihm beym Meineid das größte Uebel zugefügt werde. Ferner gibt es Priester oberer Ordnung, die in besondern Fetischhäusern dienen, und hier Orakel ertheilen. Ein solches Fetischhaus ist zugleich eine Freystätte für entlaufene Sklaven, die von den Priestern so lange beschützt werden, als sie im Bezirk des Fetisches bleiben, und den Priestern dienen.

Es werden in mehreren Gegenden verschiedene Thiere heilig gehalten, z. B. die Hyäne in Akkra, der Schakal in Ussue und Ningo, das Krokodill in Adda, der Vogel Acamba (Ibis) in Labodei, der Geyer fast überall. Jede Negerey hat irgend ein ihr vorzüglich heiliges Thier. Die Affen werden für halbe Menschen gehalten, von den Fetischen erschaffen, um es dem Jongmaa nachzumachen; sie heißen Diener der Fetische, und sind an gewissen

Oertern, z. B. zu Aquapim, heilig. — Es gibt (nach Römer) 21 große gute Tage, und 13 kleine gute Tage, ferner 15 böse und 9 sehr böse Tage im Jahr. Jeder Neger feyert den Wochentag, an dem er geboren, jedesmal so gut er kann. In Akkra werden jährlich 3 allgemeine Feste gefeyert: das Yamscostume, ein Ernte-Dankfest im July, vor welchem der neue Yams nicht ohne Strafe genossen werden darf; ein ähnliches Dank- und Eröffnungsfest für den Fang eines sehr fetten Fisches, Cinqsous genannt, im August; bald darauf das schwarze Neujahr, das mit Ausgelassenheit und begeistertem Rasen der Priester und der ganzen Menge gefeyert wird. Das Panjart-werden, d. h. Ergriffen-, Besessen-werden vom Fetisch, kommt überhaupt bey Männern und Frauen nicht selten vor, und es werden in der That außerordentliche Dinge von diesem Zustande berichtet. —

Die Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode scheinen sehr dunkel und verworren zu seyn; doch läßt sich auch leicht begreifen, daß gerade hierüber die Europäer am schwersten das Rechte erfahren. Das Glück des Verstorbenen mißt sich nach seiner Würde, die er im Leben hatte, und besonders nach der Pracht und Kostbarkeit seines Begräbnisses. Alles zum Leichenbegängniß Verwandte kommt ihm jenseits zu Gute, die Kauris (Muscheln), die es kostet, die Kostbarkeiten, die man der Leiche mitgibt, der Branntewein und Tabak, der verbraucht wird. An manchen Orten werden Sklaven geschlachtet, damit sie des Todten Aufwärter bleiben. Dieß geschieht besonders in Aschantie am ausgedehntesten und entsetzlichsten bey dem Tode des Königs oder seiner Verwandten. Eine große Sandebene jenseits des Volta ist der nächtliche Tanzplatz der Schatten. Diese hängen aber auch noch mit ihren Leichen zusammen, und was diesen geschieht, fühlt der Verstorbene, daher todte Feinde dadurch noch gequält werden. Oefters werden die Leichen etwa zwey Ellen tief im Boden des Hauses, das die Hinterbliebenen bewohnen, eingesenkt. In der ersten Zeit werden täglich,

hernach noch zuweilen, Lebensmittel für den Todten hingesetzt. Eines insolventen Schuldners Leiche, der sich selbst verpfändet hatte, wird in einiger Entfernung vom Dorf auf Stöcke gelegt, und ist Akba, d. h. sehr böse. Wo möglich löset die Familie sie ein, um das Begräbniß geben zu können.

Die Neger glauben, daß Verstorbene wiedererscheinen, und zwar besonders in Träumen, um die Freunde abzuholen, den Feinden zu schaden u. s. w. Auch findet sich die freundliche Vorstellung, daß die Seele eines verstorbenen Kindes in dem nächstgebornen wiederkehre. Ob aber Seelenwanderung überhaupt, und sogar, ob irgend eine Vergeltung angenommen werde, liegt noch im Dunkeln; Missionare werden ohne Zweifel Bestimmteres darüber erfahren, als die bisherigen Beobachter. So viel liegt vor, daß beynahe gar keine Furcht vor dem Tode, sondern nur etwa Bangigkeit vor langer Krankheit an den Negern beobachtet worden ist. Selbstmord ist ziemlich allgemein, und durchaus keine Sünde; der Selbstmörder wird wie jeder Andere begraben, ja in Aquapim gilt er als heilig. Gewisse heilige Weiber tödten sich auf Rechnung eines Andern, der nun dem Tode verfallen ist. Wird dem Untergebenen todesgefährliche Verrichtung aufgetragen, so sagt er nur: auf deine Rechnung! d. h. du mußt mich der Familie bezahlen, wenn ich umkomme. Daß die elenden Sklaven auf allerley sinnreiche Arten sich ihres qualvollen Lebens entledigen, ist bekannt, und gleichsam etwas natürliches; aber wenn Monrad als Augenzeuge berichtet, daß ein junger Neger, der sich mit seiner Mutter gezankt, aus Rache gegen diese sich erschoß, und ein Anderer seinem Vater zum Poßen dasselbe that — so schaudert ein Christenherz über die Unnatur dieser blinden Heiden!

Wie es überhaupt mit ihrem sittlichen Zustand stehen mag, denkt man sich nach dem Bisherigen von selbst. Man kann nur alle Gräuel der ausgearteten und verthierten Menschennatur erwarten. Und doch ist die Menschen-

Würde auch hier noch nicht ganz untergegangen, und einzelne Züge im schrecklichen Jammerbilde trösten uns mit der Hoffnung, daß es wieder gereinigt werden kann zu seiner ursprünglich bestimmten Schönheit. Daß Eigennutz und Habsucht herrschen, und nur etwa die Freunde und Brüder geliebt werden — was ja bloß ein erweiterter Eigennutz, s. Matth. 5, 46. 47. — wie könnte es anders seyn? Fremden Gutes zu thun, soll im Allgemeinen bey den Negern für lächerlich gelten. Aber auf der andern Seite kennt man nicht seltene Beyspiele von Dankbarkeit der Neger bis zum Tode. Auch Lügen ist keineswegs allgemein, vielmehr Offenheit, und zugleich treue Verschwiegenheit deutlich zum Neger-Charakter gehörig. Für die Gefühle des Mitleids, der Wohlthätigkeit und Freundschaft sind auch die Neger nicht unempfänglich. Und, was sehr merkwürdig ist, für einen ungewöhnlich guten Menschen haben sie den Ausdruck: er sey Jongmaa bi, Gottes Kind. —

Doch, wir wollen die schwarze Schattenseite nicht damit verhüllen. Haß und Rache dieser armen Leute sind schrecklich, ihr Eigennutz für die sinnreichsten Betrügereyen erfinderisch. Die Lust nach den Waaren der Europäer erstickte so sehr alle Gefühle der Natur, daß nicht nur Männer ihre Frauen, unter dem Vorwand der Untreue, sondern sogar Eltern ihre Kinder in das wohlbekannte, wo möglich noch schrecklicher, als es ist, von ihnen gedachte Elend verkauften. Ihre Spielsucht reißt sie dahin, sich selbst und die Ihrigen ins Verderben zu stürzen. Die Trunkenheit ist nichts weniger als ein Laster, vielmehr gilt es für Glück und Ehre, recht oft und stark sich berauschen zu können. Taumelt ein reicher Betrunkener mit seinem lärmenden Gefolge — denn ohne Lärm ist kein Neger lustig — durch das Dorf, so preist man ihn glücklich, daß ers so gut haben kann. Nur der Branntewein ist vor dem Stehlen der Neger nicht fest genug zu verwahren. O daß doch nicht auch hier die Europäer die entsetzliche Schuld trügen! Laßt sie uns abzuwaschen suchen durch Wohlthaten der Liebe Christi!

Am versunkensten zeigt sich der rohe Heide im Laster der Unkeuschheit, und so ist's auch bey den Negern. Verkehr zwischen Unverheiratheten ist gar nicht strafbar, Ehebruch des Mannes mit der Frau eines Andern nur als Eingriff in dessen Eigenthumsrecht auf die Sache. Doch, wir lassen hier lieber die armen Neger verhüllt, so wie deßgleichen die noch ärmern Europäer, welche sich ihnen dort sehr oft gleichstellen. — Der HErr wolle Bahn machen, daß Christi Blut auch auf diesen Stätten, wo Menschen wohnen, seine Kraft zur Reinigung von allen Sünden erweisen könne!

§. 9.
Bisherige Hülfsversuche.

Was ist bisher von Christen dafür geschehen? Das ist unsere Schlußfrage, und wir können sehr wenig, doch, Gottlob! etwas darauf antworten. Freylich redet Monrad sehr wahr (S. 10 seines Buches): „Römer glaubt, daß Gott die Gesinnung der Neger verändern müßte, ehe sie Christen werden könnten; allein der unbefangene Beobachter hält es für nothwendiger, daß die Europäer ihre Gesinnungen und ihr Verhalten in Afrika verändern. Dann ist sicher ein wesentliches Hinderniß aus dem Wege geräumt. Noch ist unter den Negern eine dunkle Sage von einer glücklichern Zeit vor der Ankunft der Europäer; und ist es zu läugnen, daß rücksichtlich Amerika's und Afrika's eine schwere Blutschuld auf dem alten Europa haftet?"

Es ist herzzerschneidend für den Jünger Christi, die Geschichte der Sittenlosigkeit der Europäer in Afrika, die durch zuweilen fast ungläubliche Züge sich bezeichnet, zu lesen. Die in jetziger Zeit vielbesprochenen Grausamkeiten des Sklavenhandels lassen genug verstehen, welches Verderben im Ganzen die Europäer früher den Afrikanern bringen mußten. Erzählen doch Solche, die dort gewesen, vom Fetisch-Aberglauben Mancher, die mit dem Christenamen hingekommen! Und der letzte dänische Prediger auf der Goldküste berichtet, daß er in den Augen der Meisten nichts anderes als ein gaukelnder Fetisch-Mann gewesen sey. —

Lieblich strahlen in dieser Sündennacht, die über den heimischen und auswärtigen Bewohnern der Goldküste von so lange her lag, einzelne Lichtpunkte edleren Sinnes und christlicher Wirksamkeit für das Beste der armen schwarzen Mitmenschen. Wir möchten hier nicht die einzelnen Menschenfreunde, die in den europäischen Niederlassungen gewohnt haben, verläugnen, können jedoch wenig davon sagen, ohne hier zu genau zu werden, wo ohnedieß nur von eigentlicher Missionsthätigkeit die Frage wird.

Der erste Missionsversuch auf dieser Küste ging 1736 von der Brüdergemeine aus, indem bey dem Aufenthalte des Grafen Zinzendorf in Amsterdam angeregt wurde, daß Christian Protten, ein Mulatte aus Guinea, der in Copenhagen Theologie studirt, mit Heinrich Hukuff nach der Küste abreiste. Letzterer starb aber dort bald nach der Ankunft; der Erstere kam nach einigen Jahren über St. Thomas zurück, und ging später freywillig noch zweymal hin, ohne daß es damals dem HErrn gefiel, Segen zum Werk Seiner Liebe zu geben. *) Dreyßig Jahre lang harrete nun die Brüdergemeine einer Gelegenheit zur Erneuerung dieses nicht vergessenen Versuchs; da wurde sie 1767 von der Guineischen Compagnie zu Copenhagen dazu aufgefordert. Am 2. September 1767 wurde in Copenhagen zu dieser Mission ein Stück Land und die nöthigen Freyheiten bewilligt. Fünf Brüder, unter denen Meder die Unternehmung leitete, kamen im July 1768 in Christiansburg an. Doch wunderbar sind Gottes Wege! Noch ehe sie eigentlich anfingen, rief Er Meder und zwey seiner Genossen in die Ewigkeit; die andern zwey litten durch Krankheit. Der Synodus von 1769 sandte nichts desto weniger 4 sich willig erbietende Knechte Gottes nach, die im Februar 1770 die 2 Kranken noch fanden. Der König von Akkim nahm durch Vermittlung des dänischen Gouverneurs die Missionare freundlich auf, und schon

*) Er ist der oben erwähnte Verfasser der einzigen Grammatik für die Akkra-Sprache.

wurden Anstalten zu einem Anbau bey Ningo, in der Nähe von Friedensburg, gemacht. (Noch 1809 waren einige Spuren ihrer kleinen Gebäude auf einem Hügel zu sehen.) Aber bald nach einander raffte ein Faulfieber sie dahin, bis auf den einen, Westmann, der sich nach West-Indien einschiffte, und unterwegs starb.

Diese Nachrichten lauten freylich ernst, aber doch nicht abschreckend für den rechten Missionssinn; dabey sind es strahlende Lichtpunkte der Liebe Christi, die das Leben für die Brüder ließ. Und noch sollen sich die Neger jener kurz unter ihnen verweilt habenden Europäer als Jongmaa bi, d. h. Kinder Gottes, erinnern. Wenn jetzt, wie es allen Anschein hat, die Stunde des Heils für die Neger geschlagen hat, so wird derselbe Gott, der damals seine Kinder sterben ließ, jetzt die in ihre Fußstapfen tretenden erhalten und bewahren!

„Niemals war es," wie Monrad sagt, „Bestimmung des dänischen Predigers in Guinea, sich mit der Bekehrung der Eingebornen zum Christenthum abzugeben." Der Zustand der zu seiner Zeit 200 Personen starken Gemeinde war nicht gut — er hatte keinen Nachfolger. Doch wurde hie und da auch das geistliche Bedürfniß der Niederlassungen auf der Goldküste in Dänemark in Auge gefaßt — bis in letzter Zeit es sich damit gestaltete, wie unsere Leser wissen.

Ein Caplan der englischen Niederlassungen zu Cape Coast ist, so viel wir wissen, der Einzige, der eben jetzt für die Bekehrung der Neger auf der Goldküste arbeitet, und über einige Schulen die Aufsicht führt. Aber für Erweiterung der Missionsthätigkeit auch an diesem Platze wird gewiß von den Engländern gesorgt; und die Gegenden, wo die Dänen wohnen, stehen dem hinkommenden Knechte Christi offen. Der HErr gebe es, daß sich an Sierra Leone und Liberia bald ein drittes Plätzchen reihe, wo wahrhaft freye Neger ihren Heiland preisen lernen, und von wo aus das Wort Seiner Liebe immer weiter in die Völkerschaaren Westafrika's getragen wird.

Beylage, Nro. VI.

Ueber die nordamerikanische Neger-Niederlassung auf der westafrikanischen Küste Liberia.

Entstehungsgeschichte der amerikanischen Colonisations-Gesellschaft und ihrer Colonie in Liberia.

Bald nach dem ersten Anbau von Nordamerika durch Europäer hatte man viele der dem Schooße ihrer Familie und ihrer Heimath entführten unglücklichen Schwarzen dahin gebracht, um daselbst für Andere die schweren Arbeiten des Feldes zu verrichten; besonders in die südlichen Staaten wurden Viele eingeführt, so daß sich nach der letzten Zählung ihre Anzahl auf 1,769,000 belauft, und noch immer dauert in einem Theile dieser freyen Staaten die Sklaverey der Schwarzen fort. Da sie nach einer schändlichen Politik ihrer Meister in tiefer Unwissenheit darniedergehalten, und überall verachtet und unterdrückt werden, so war die Folge sehr natürlich, daß sie unter dem Drucke wo möglich noch tiefer sanken, und so für ihre Plager selbst eine Geissel wurden. In dem Staate Neu-York, wo die Schwarzen den 35sten Theil der Bevölkerung ausmachen, ergab es sich z. B., daß ein Viertheil der Sträflinge, und in Pensylvanien, wo sich die Weißen zu den Schwarzen wie 34 zu 1 verhalten, sogar ein Drittheil der Verurtheilten von dieser herabgewürdigten Menschenklasse waren. Unter dieser schwarzen Einwohnerschaft von Nordamerika befinden sich nun etwa 280,000, die theils von ihren Eigenthümern freygelassen worden, theils sich selbst die Freyheit erkauft haben; die aber größtentheils noch übler daran sind, als ihre dienstbaren Brüder; denn der losgelassene Sklave bedarf einer Vormundschaft noch mehr als die Kinder; da sich aber bisher Niemand ihrer thätig angenommen, so leben die meisten in den Städten in bitterer Armuth und in der größten Unwissenheit; ihre Kinder lassen sie aufwachsen

ohne christlichen Schul-Unterricht. Die Wohnungen des Elendes, die Armenhäuser und Gefängnisse sind daher hauptsächlich mit diesen Unglücklichen angefüllt. Und keine Hoffnung öffnet sich ihnen, je in Amerika zu den Rechten und der Achtung freyer Mitbürger erhoben zu werden, da schon ihre Farbe in den Augen den Meisten sie brandmarkt. Sie sind eine drückende Last für das Land, und drohen ihm mit der Zeit das Verderben. Theils diese Furcht, noch mehr aber christliches Mitgefühl für ihre elende, hoffnungslose Lage, erregte in den Herzen Vieler den stillen Wunsch, daß etwas für das Beste der freyen Schwarzen gethan werden möchte, und die Errichtung der Colonie in Sierra Leone von Seiten Englands bewies die Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens. Einige der nordamerikanischen Staaten verwandten sich selbst bey dem Congresse, daß eine Strecke Landes in Afrika möchte angekauft werden, wohin sie auswandern könnten.

Doch die neuere Zeit hat bewiesen, daß die größten Werke nicht durch die Mächte, welche vor der Welt groß heißen, ausgeführt werden sollen. So ging auch der wirksame Anstoß zu diesem Unternehmen von einem zurückgezogenen aber trefflichen Christen aus, dem Geistlichen Robert Finley in Neu-Jersey. Schon Jahre lang hatte der Zustand der Freyneger in seinem Vaterlande sein Mitleiden erregt, und alle seine Geisteskraft in Anspruch genommen, um die Mittel ausfindig zu machen, denselben wahre Freyheit zu verschaffen, und zwar nicht bloß eine äußere, sondern vor Allem die von den Banden der Unwissenheit und des Lasters. Mit großer Beharrlichkeit und Uneigennützigkeit hatte er seinen Zweck verfolgt, und nach reiflicher Ueberlegung denselben im Jahr 1816 öffentlich bekannt gemacht. Es war ein Werk in Gott gethan, und darum war er seiner Sache gewiß; und konnte, als man die Größe des Unternehmens mit der Kleinheit der Kraft verglich, und zweifelnd fragte: wie das möglich sey? muthig antworten: „Ich weiß, daß das beabsichtigte Werk von Gott ist.“

Hauptsächlich durch seinen Einfluß bildete sich den 1. Januar 1817 in Washington „die amerikanische Gesellschaft zur Colonisation der freyen Schwarzen in den vereinigten Staaten," deren ausschließliche Absicht ist: nur freyen Negern, die nach ihrem Vaterlande zurückkehren wollen, die Mittel zur Ueberfahrt und zur Niederlassung zu verschaffen, und sie daselbst zu einem selbstständigen christlichen Staate zu bilden.

Die neuerrichtete Gesellschaft fand bald allgemeine Theilnahme. Bedeutende Staatsmänner traten an ihre Spitze, einzelne Geistliche und ganze Synoden empfahlen das Werk derselben ihren Gemeinden zur Unterstützung, bald flossen reichliche Beyträge, viele sogar von Sklavenhaltern, von denen manche versprachen, ihre Sklaven frey zu lassen, unter der Bedingung ihrer Rückkehr nach Afrika.

Der ehrwürdige Stifter der Gesellschaft hatte nun noch die Freude, seine Arbeit im Segen gedeihen zu sehen, als er von dem Vergelter alles wahren Guten von dieser Welt abberufen wurde.

Im Jahr 1818 wurden nun zwey tüchtige junge Männer, Mills und Burgeß, an die afrikanische Küste ausgesandt, um einen zur Niederlassung geeigneten Platz aufzusuchen. (Vergleiche über diese Reise das Leben des auf dieser Reise selig vollendeten Samuel Mills, VII. Jahrg. 3. Heft.) Sie schlugen dazu eine Gegend in dem Bassa-Lande vor, etwa 100 englische Meilen von der jetzigen Colonie entfernt.

Da der Sklavenhandel, trotz der amerikanischen Gesetze gegen denselben, von Schiffen der vereinigten Staaten immer fortgesetzt wurde, so verwandte sich die Colonisations-Gesellschaft für diese Schlachtopfer des menschlichen Eigennutzes bey dem Congreß, welcher in Folge dessen den Sklavenhandel für Seeräuberey erklärte, und den Beschluß faßte, an der afrikanischen Küste eine Agentschaft zu errichten, wo die auf Sklaven-Schiffen aufgefangenen Neger untergebracht werden könnten. Diejenige Stelle der afrikanischen Küste, welche die Colonisations-

Gesellschaft zu ihrer Niederlassung für Freyneger erwählen würde, sollte auch zur Freystätte für solche befreyte Sklaven bestimmt werden.

Im Jahr 1820 war das Unternehmen so weit gediehen, daß ein Schiff mit 82 Auswanderern und mehreren Agenten ausgesandt werden konnte, um an einem passenden Orte den Grund zu einer Niederlassung zu legen. In dem Bagru-Lande hatten sie gehofft, Land zu bekommen, wurden aber durch allerley ungünstige Umstände auf der ungesunden Insel Scherbro hingehalten, wo es ihnen an gesundem Wasser, an Schutz gegen den schon eingebrochenen Regen, und fast an allen Nothwendigkeiten des Lebens mangelte. Die klimatischen Fieber kehrten bey ihnen ein, fast Alle wurden krank, 20 starben hin, auch drey der mitgesandten Agenten verloren das Leben. Die übrigen Weißen mußten zurückkehren, und die Leitung der Colonie einem rechtschaffenen Freyneger, Daniel Cober, überlassen. Weil dieser aber nicht das nöthige Ansehen bey seinen Landsleuten besaß, die über die Täuschung ihrer Hoffnungen unwillig waren, so konnte bald Anarchie und Unzufriedenheit überhand nehmen; so daß die neue Colonie ihrem völligen Untergange nahe kam. — Im Frühling 1821 kam zwar eine Verstärkung von 28 guten Arbeitern und 4 neuen Agenten; da aber die betrügerischen Eingebornen das versprochene Land ihnen nicht überlassen wollten, so sahen sie sich genöthigt, sich unter den Schutz der Regierung von Sierra Leone zu begeben, bis eine passende Strecke Landes könnte angekauft werden. Die neuen Agenten verloren theils wiederum ihr Leben durch die Anstrengungen in dem gefährlichen Clima, theils sahen sie sich genöthigt, nach Hause zurückzukehren.

Unter diesen schwierigen, hoffnungslosen Umständen lag für die unermüdete Thätigkeit der Gesellschaft ein hauptsächlicher Sporn darin, daß sie sich nicht wollten beschämen lassen durch die, welche um eines schändlichen Gewinnes willen ihr Leben allen Gefahren des Climas an derselben Küste aussetzen, wohin sie um eines so guten Zweckes willen gekommen waren.

Endlich gelang es den 15. Dezember 1821 Dr. Ayres und Capitain Stokton, nach vielen schwierigen Verhandlungen mit den bey dem Cap Mesurado (Montserado, Mountserado) wohnenden Häuptlingen, einen Abtretungs-Vertrag zu schließen für eine Strecke Landes, die für die nächsten Bedürfnisse der Colonie hinreichend war. Schon seit hundert Jahren haben Engländer und Franzosen versucht, dieses Cap wegen seiner gesunden Lage und seines guten Hafens zur Errichtung von Sklavenfaktoreyen zu erwerben, konnten aber nicht in dessen Besitz gelangen, weil die Eingebornen aus einem Aberglauben es nicht abtreten wollten. Es liegt auf der Windward- oder Pfeffer-Küste unter 7° westlicher Länge vom Ferro, und 7° nördlicher Breite, ungefähr 150 Meilen südöstlich von Sierra Leone, und bildet eine Erdzunge, die nirgends breiter als eine Stunde in den atlantischen Ozean, etwa 12 Stunden weit, hinausreicht, und nur durch eine schmale Landenge mit dem Festlande verbunden ist. Das nordwestliche Ende der Erdzunge erhebt sich allmählig zu einem bedeutenden Vorgebirge, welches eigentlich Cap Montserado heißt, wo man immer den Vortheil der erfrischenden See-Luft genießt. Bey dem Cap Mesurado hat der Fluß gleichen Namens seine Mündung; dieser große Fluß, der mehrere Meilen hinauf schiffbar ist, verspricht in der Zukunft für den Handel und die Verbindung mit dem Innern Afrikas viele Vortheile. Der Boden des Caps ist zwar zum Theil sandig, und nicht für viele Produkte geeignet, doch sind auch viele Stellen, die reichen Ertrag liefern. Bey der Ankunft der Colonisten war es mit dichten Waldungen bedeckt, die aber seitdem durch sie gelichtet worden sind. Das Cap bildet einen natürlichen Seehafen, der mit wenig Mühe zu einem der besten an der ganzen West-Küste Afrikas gemacht werden kann. Der Colonie wurde der bezeichnende Name Liberia, und der auf dem Cap zu erbauenden Stadt der Name Monrovia, zu Ehren des Präsidenten der vereinigten Staaten, beygelegt. Die benachbarten Stämme sind die Deys, deren Land sich

nördlich von Montserado etwa 25 englische Meilen weit ausdehnt; östlich vom Cap, mehr gegen dem Innern, hat das ruhige Völkchen der Qurahs seine Wohnsitze. An diese gränzt die viel bedeutendendere und unruhigere Nation der Gurrahs, und tiefer im Innern des Landes wohnet die mächtige und kriegerische Völkerschaft der Condors, deren Name schon der Schrecken der benachbarten Küsten-Bewohner ist.

Dahin wurden nun die Colonisten im Januar 1822 von Sierra Leone abgeholt. Aber gleich bey ihrer Ankunft drohte der Niederlassung aufs Neue der Untergang. Die Eingebornen, die sich bisher hauptsächlich mit dem Sklavenhandel beschäftigt hatten, sahen jetzt, da sie unterdeß den Zweck der Niederlassung erfahren hatten, die Hoffnung ihres Gewinnes in Gefahr, und wollten daher den Colonisten den Besitz des Landes aufs Neue streitig machen. Auch Krankheiten kehrten bey den noch nicht einmal mit dem nöthigen Obdach versehenen Anbauern ein; und weil sie ihre Kraft und Zeit auf Vertheidigungsanstalten verwenden mußten, ein Vorrathshaus abgebrannt war, und Dr. Ayres nach Nordamerika hatte zurückreisen müssen, so sahen sie mit Furcht der kommenden Regenzeit entgegen; als im August 1822 der jetzige Agent der Colonisations-Gesellschaft, Herr J. Ashmun, mit 15 freygemachten Sklaven und 35 Colonisten ankam, und unter Gottes gnädiger Leitung der Stifter der gegenwärtigen Ruhe und des hoffnungsvollen Gedeihens der Colonie wurde. Bey seiner Ankunft fand er Alles in der größten Verwirrung. Die Nachbarstämme hatten sich vereinigt, die Niederlassung zu vertilgen. Wie die Juden zu Nehemias Zeit mußten nun die Colonisten mit den Waffen in der Hand in großer Eile nur ihre Häuser und Mauern erbauen. Am 11. November wurden sie wirklich von 800 Eingebornen angegriffen, die aber glücklich und mit geringem Verlust für die Vertheidiger zurückgeschlagen wurden; und eben so glücklich war der Ausgang, als am 2. Dezember 1500 Feinde von verschiedenen Seiten auf die neuangelegte

Stadt anrückten; es hatte ihnen die Vorsehung gegen die große Uebermacht die gelegene Hülfe eines amerikanischen Kriegsschiffes herbeygeführt, denn die ganze waffenfähige Mannschaft belief sich, da die Meisten am Fieber krank darniederlagen, nur auf 28 Mann. Herr Ashmun selbst war von einem Wechselfieber heftig angegriffen, und seine treffliche Gattinn, die ihn nicht hatte verlassen wollen, starb ihm in dieser Bedrängniß von der Seite. Von der Mannschaft jenes Kriegsschiffes wurde nun, zur bleibenden Schutzwehr gegen solche Einfälle der Eingebornen, ein fester Thurm, und für den Agenten eine gesundere Wohnung erbaut.

Nachdem nun die Colonie Ruhe hatte von innen und von außen, konnte sie erst anfangen, ihre Aufmerksamkeit auf die Cultur des Landes und die nöthigen Bauten zu richten. Jedem Ansiedler wurde durchs Loos ein Stück Landes zum Anbau zugetheilt; durch zweckmäßige Gesetze wurde den Störungen der öffentlichen Ruhe vorgebeugt; Unterrichts-Anstalten wurden in Gang gesetzt, und für die Pflege der Kranken und die Aufnahme neuer Ankömmlinge zweckmäßige Einrichtungen getroffen. — Nach den letzten Berichten ist die Einwohnerzahl schon bis über 500 gewachsen; und da die Gesellschaft aus den Vielen, die sich zur Auswanderung melden, eine Auswahl treffen kann, so hat mit ihnen die Zahl frommer und geschickter Anbauer zugenommen.

Bald wird sich die Colonie nicht nur selbst erhalten, sondern bey ihrer vortheilhaften Lage für den Handel schnell bereichern und erweitern können. Das Interesse für die Colonisation der Freyneger hat in Amerika seitdem sehr zugenommen, und die Mittel zur Ueberfahrt haben sich vermehrt. Im Jahr 1825—26 belief sich die Einnahme der Gesellschaft auf 10,936 Dollars; und da diese Summen nun größtentheils auf die Hinüberschaffung freyer Neger verwandt werden können, so ist vorauszusehen, daß die Niederlassung sehr schnell wachsen wird. Auch die Kosten der Ueberfahrt haben sich auf 20 Dollars

für die Person vermindert, seitdem die Schiffe in der Colonie eine Rückladung von afrikanischen Produkten einnehmen können. Wichtige Handelsverbindungen sind schon mit dem amerikanischen Festlande angeknüpft, und eine Gesellschaft von Kaufleuten hat sich in Baltimore zu diesem Zwecke vereinigt; so daß das Gedeihen dieser vielversprechenden Pflanzung der christlichen Liebe von allen Seiten gesichert zu seyn scheint.

Die Wichtigkeit solch einer christlichen Niderlassung mitten in der Heidenwelt schon an und für sich, und dann auch namentlich durch die Vortheile, die sie der an dieselbe sich anschließenden Missionsthätigkeit verspricht, ist in die Augen leuchtend. Von ihrem Zustande hängt größtentheils das Urtheil ab, das die Eingebornen von dem Wesen und den Wirkungen des Christenthums fällen; durch sie kann der in der Nähe arbeitende Missionar nicht nur äußern Schutz, sondern, wenn sie wahrhaft christlich ist, auch durch Rath und That manche wichtige Unterstützung erlangen, und vielleicht bald in ihr Gehülfen seiner Arbeit finden, die den für den Europäer so gefährlichen Einfluß des Climas nicht zu fürchten haben. Wir wollen daher aus den interessanten Berichten des Herrn Ashmun das Wichtigste zusammentragen, was Bezug hat auf

den äußern und innern Zustand der Colonie in Liberia.

Anbau der Colonie. Nur Cap Mount und Cap Mesurado sind hoch gelegen, das übrige Land ist flach, und der Boden des Caps selbst nur theilweise zum Anbau geeignet; daher sich auch die meisten Ansiedler bisher lieber auf den weit einträglichern Handel legten. Die Regierung hat aber kürzlich an dem St. Pauls Flusse, in der Nähe des Caps, eine sehr fruchtbare Gegend, die in Afrikas bessern Tagen mit Dörfern angefüllt war, jetzt aber durch den Sklavenhandel ihrer Einwohner fast ganz beraubt ist, angekauft. Hier wurde zu einer neuen Nieder-

lassung der Grund gelegt, die alle Vortheile eines fruchtbaren Bodens, eines schiffbaren Flusses, guten Quellwassers und reichlichen Bauholzes darbietet. Auch in dem Bassa-Lande hat die Colonie Erlaubniß erhalten, sich niederzulassen, und daselbst eine Faktorey errichtet.

Das Wachsthum der Pflanzen in dem urbar gemachten Boden ist fast unbegreiflich schnell, so daß drey Tage nach der Aussaat europäische Gartensaamen schon hervor gebrochen waren; Bohnen wachsen ohne Stützen 3 ½ Schuh hoch, und die Schoten werden im Durchschnitt 11 Zoll lang. Fast alle europäischen Gemüsarten gedeihen sehr gut.

Die Saatzeit fällt in den Anfang der Regenzeit im May; von vielen Früchten kann man eine doppelte Ernte machen.

Herr Ashmun, der selbst zum Landwirthe erzogen worden, richtet seine hauptsächliche Aufmerksamkeit auf den Ackerbau, und hat zu dem Behuf eine Anleitung zum Anbau des afrikanischen Bodens aufgesetzt.

Die Waldungen stehen immer grün, da die Bäume ihre Blätter nur nach und nach verlieren; bieten aber, besonders nach der Regenzeit, einen prächtigen Anblick dar. Die durch ihren Stamm, ihre Rinde, ihren Bast, ihren Saft, ihre Blätter und Früchte so nützliche Palme wächst häufig in der Nachbarschaft. Die Platane verschafft ein gesundes Brot; Ananas und Orangen gedeihen in großer Vollkommenheit; auch der Weinstock trägt reichliche Früchte. Indigo kommt sehr gut fort, und ist schon jetzt ein vortheilhafter Handelsartikel geworden. Kaffee und Baumwolle wachsen wild, und versprechen bey etwas Pflege reichen Ertrag. Auch das Zuckerrohr kommt gut fort. Fast alle Produkte der westindischen Inseln gedeihen auf dieser Küste so gut, daß zu hoffen ist, bald werde durch die Arbeit der freyen Neger die der Sklaven unnöthig gemacht werden. Der Reis, welcher die Hauptnahrung der Eingebornen ist, trägt auch in trockenem Boden reichlichere und nahrhaftere Frucht, als der amerikanische, so

daß

daß schon die Ausfuhr desselben nach den vereinigten Staaten begonnen hat, und die Eingebornen in dem Verkauf desselben einen Ersatz für den nun beschränkten Sklavenhandel gefunden haben. Mais und Hirse gibt es in großem Ueberfluß, und noch außerdem die dem Lande eigenthümliche Cassada, Papau und Bananas.

Das Rindvieh ist gewöhnlich mager, wegen des schlechten 6—7 Fuß hohen Grases; gibt aber bey besserer Fütterung sehr gutes Fleisch. In der Mündung des Flusses gibt es eine große Menge schmackhafter Fische. Diese überfließende Fruchtbarkeit Afrikas in allen zum Unterhalte nöthigen Dingen fordert zur Bevölkerung desselben auf. Auf der Colonie findet sich sehr gutes, dauerhaftes Bauholz, auch Mahagony, und das Camholz, das im Ueberfluß auf dem Cap wächst, ist schon ein bedeutender Ausfuhrartikel geworden.

Da den Anbauern die Handarbeit der Eingebornen um geringen Lohn zu Gebote steht, so konnten sie schon 500 Morgen Waldes urbar machen, und 27 Pflanzungen anlegen. Jeder der Colonisten besitzt ein dauerhaftes, von Balken erbautes und mit Schindeln gedecktes Haus. Nur die obrigkeitlichen Gebäude konnten wegen Mangel an geschickten Handwerkern von Stein errichtet werden. Auch ist ein geräumiges Haus zur Aufnahme von 80—90 neuen Ankömmlingen bald fertig, wo sie sich aufhalten können, bis sie eigene Wohnungen errichtet haben.

Die Zahl der auf der Colonie gebauten Schiffe nimmt immer zu, und sie versprechen bey der für die Schifffahrt so günstigen Lage dem Handel vielen Vortheil.

Clima, und Einfluß desselben auf die Gesundheit.

Die vielen Sterbefälle, welche die ersten Auswanderer betrafen (von 225 starben 46), könnten leicht auf die Vermuthung bringen, daß das Clima ein schwer zu überwindendes Hinderniß gegen den Anbau und die Bildung Afrikas machen werde. An dieser großen Sterblichkeit war aber hauptsächlich die ungesunde Lage ihres ersten Aufent-

haltes Schuld, wo sie die ganze Regenzeit in schlechten Hütten immer in der Näße verbringen mußten, schlechte Nahrung, insbesondere ungesundes Wasser und übermäßige Anstrengungen hatten, auch den Mangel an ärztlicher Pflege schmerzlich fühlen mußten. Dennoch aber starben verhältnißmäßig nicht so Viele, als von den ersten Anbauern des jetzt so gesunden Nordamerikas. Auch kamen die Colonisten gewöhnlich zur ungesundesten Jahreszeit, während der großen Regen an, fanden noch nicht einmal das gehörige Obdach, so daß sie, während der jeden neuen Ankömmling bald ergreifenden Fieber, auf bloßen Matten in Hütten liegen mußten, wo der Regen überall hereindringen konnte. Eine fünfjährige Erfahrung hat nun aber gelehrt, daß das Clima für die schwarzen Ankömmlinge aus den südlichern Staaten Nordamerikas nicht angreifender ist, als das amerikanische bey ihrer Gewöhnung an dasselbe. Zwar wird Jeder von dem klimatischen Fieber ergriffen, woran aber unter 105 Personen, die mit einem Schiffe ankamen, nur drey Kinder starben, und von 66, die zu einer andern Zeit anlangten, nur 2 junge Männer, die sich nicht gehörig geschont hatten, hingegen mehrere Kinder. Der Verlauf der Krankheit war bey besserer Pflege gewöhnlich leicht und schnell, und die Erholung vollständig. Bisher wurden die Kranken hauptsächlich von dem frommen, schwarzen Baptistenprediger, Lot Carey, mit ärztlicher Hülfe bedient. Nach den neuesten Berichten sind zwey Aerzte aus Amerika in Liberia angekommen, wovon aber der Eine gleich nach seiner Ankunft selbst ein Raub des Climas wurde.

Der Harmattanwind, der in dem nördlichen Theile von Afrika die schrecklichsten Verwüstungen unter allen organischen Geschöpfen durch seine austrocknende Hitze anrichtet, kommt höchstens zweymal im Jahre nach Liberia, und währt nur 6 Stunden; da er über große wald- und wasserreiche Gegenden streichen muß, ehe er dahin kommt, so ist seine Hitze schon sehr gemildert; dennoch sind seine Wirkungen auf die ganze Constitution sehr fühlbar, obschon

er der Gesundheit der Colonisten, als er im Jahr 1825 kam, nicht schädlich wurde. — Körperliche Verwundungen werden sehr leicht gefährlich, so daß schon Personen an dem Ausziehen eines Zahnes das Leben verloren.

Für weiße Einwanderer ist natürlicher Weise das Clima viel angreifender, und ihre Erholung schreitet viel langsamer vorwärts, als die der Neger; doch kann das Fieber durch gehörige Schonung sehr gemildert werden. Aus den vielen Sterbefällen der dahin gesandten Weißen kann jedoch nicht auf die Zukunft geschlossen werden, wenn für die Pflege der Kranken bessere Vorsorge wird getroffen seyn. Denn die vielen Sklaven-Faktoreyen an der Küste beweisen, daß auch Weiße sich an das Clima wohl gewöhnen können; und sollten sich Christen beschämen lassen von denen, welche um so abscheulichen Gewinnes willen ihr Leben daran wagen.

Die Ursache der Krankheit, wenigstens auf dem Cap, scheint weniger in der Hitze der Sonne, die auf Liberia selten höher steigt als 84° Fahrenheit, oder den Ausdünstungen ungesunder Sümpfe zu liegen, sondern mehr in der großen Feuchtigkeit der Atmosphäre, die während der Regenzeit mit Regenwolken angefüllt und vom Wasser mehr als gesättigt ist, so daß Regengüsse Monate lang fast an einem fort währen. Herr Ashmun fand, daß starke Getränke gegen diese das ganze Körpersystem erschlaffende Temperatur gute Dienste leisten.

Die Fieber, welche die Einwohnerschaft betrafen, waren fast alle von der gleichen Art; tägliche und dreytägige Wechselfieber, eher Faul- als Entzündungsfieber. Gewöhnlich stiegen sie auf keinen hohen Grad, und wichen dem Gebrauch von Heilmitteln. Uebrigens ist Mesurado eine der gesundesten Lagen Westafrikas; der Seewind kehrt täglich erfrischend wieder, und des Nachts ist die Luft so rein und gesund, als sonst wo. Noch günstiger ist das Clima der neuen Colonie St. Pauls, wohin sich daher manche aus Liberia zur völligen Wiederherstellung der Gesundheit begeben.

Die ungünstigste Zeit für neue Ankömmlinge ist gleich nach Anfang der Regenzeit, welche vom May bis November anhält; in Beziehung auf die übrigen Jahreszeiten ist wenig Unterschied, da in jedem Falle die der tropischen Lage ungewohnte Constitution davon angegriffen wird. Herr Ashmun bemerkt jedoch, daß wenn die Gegend um das Cap mehr urbar gemacht, und trockner, dem Zugang der Luft offene Häuser, in genugsamer Anzahl zur Aufnahme der Ankommenden erbaut worden seyen, es nicht mehr von großem Einfluß seyn werde, zu welcher Zeit die Ankunft Statt finde. Während der Regenzeit hat auch die Landung der Schiffe mehr Schwierigkeit, als vom Oktober bis März.

Die Gesundheit des Agenten ist nun ziemlich erstarkt, und von den eingewohnten Schwarzen starben nicht mehrere als in Amerika.

Politische Verfassung und bürgerlicher Zustand der Colonie.

Da die Colonie in Liberia einen doppelten Zweck in sich vereinigt, indem sie zugleich eine Niederlassung für Freyneger und eine Freystätte für befreyte Sklaven seyn soll, so wurden sowohl von der amerikanischen Regierung zur Beaufsichtigung der Letztern, als von der Colonisations-Gesellschaft, zur Leitung der Erstern Agenten dahin gesandt; da aber mehrere derselben starben, so lag einige Jahre lang die Leitung des Ganzen auf den Schultern des Herrn Ashmun, der mit großer Kraft und Weisheit nach sehr liberalen Grundsätzen das schwierige Geschäft der Regierung oft unzufriedener Auswanderer verwaltete. Seitdem aber im August 1824 feste Gesetze eingeführt wurden, hat Ruhe und Zufriedenheit daselbst geherrscht. Das erste Grundgesetz lautet also: Alle Einwohner von Liberia sollen frey seyn, und alle die Vortheile und Rechte genießen, wie freye Bürger in den vereinigten Staaten. Bis es der Zustand der Colonie erlaubt, behält die Colonisations-Gesellschaft die oberste Leitung derselben; diese

übt sie aus durch den von ihr bestellten Agenten, welcher die oberste Behörde in der Niederlassung ist, durch welchen Streitigkeiten geschlichtet, und die untergeordneten Beamteten bestellt werden. Sklaverey wird auf der Colonie nicht geduldet. Die von Sklaven-Schiffen befreyten Neger stehen nicht unter diesen Gesetzen, sondern unter der unmittelbaren Leitung des Agenten für die Regierung der vereinigten Staaten.

Zur Berathung, Unterstützung und Stellvertretung des Agenten wird von den Colonisten ein Vice-Agent gewählt, und dieser, mit noch 2 aus der Mitte der Anbauer gewählten Männern, bilden den Rath des Agenten.

Ein Gerichtshof besteht zur Rechtspflege; und zur Besorgung und Beförderung der Vertheidigungs-Anstalten, des Ackerbaues, der Gesundheit und der Gemeinwerke sind mehrere Committeen aufgestellt. Bezeichnend für die Regierungsgrundsätze der Colonie sind noch folgende einzelne Gesetze: Schlägereyen, Tumult, Trunkenheit, Entheiligung des Sonntags und des Heiligen, Ausgelassenheit, werden als Störungen der öffentlichen Ruhe angesehen, und mit Gefängniß oder Schlägen bestraft. Diebe müßen das Gestohlene vierfach wieder ersetzen; größere Diebstähle werden mit Ketten und Zwangsarbeit bestraft. Wer sich den Gesetzen hartnäckig widersetzt, wird aus der Colonie verbannt. Wer sein Land gehörig anbaut, erwirbt sich dadurch das Eigenthumsrecht dazu. Jedem verheuratheten Mann werden für seine Person 5 Morgen Landes, für seine Frau 2, und zum Unterhalt seiner Kinder noch 3 zugetheilt. Kein Colonist darf von den Eingebornen Land einhandeln. Missionarien haben die Erlaubniß, sich in der Colonie, mit Vorwissen der Gesellschaft, aufzuhalten, so lange sie sich mit ihrem heiligen Amte beschäftigen.

Diese Gesetze haben sich als passend und wirksam bewährt. Die bürgerlichen Vorrechte und das Gesetzbuch sind der Stolz der Colonisten; die Erfahrung hat sie belehrt von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit der gesetzlichen Schranken; nur bey neuen Ankömmlingen findet

sich zuweilen ein Bestreben, sie zu umgehen, welches aber durch den allgemeinen Unwillen, der sich dagegen ausspricht, bald niedergeschlagen wird.

So sehr ist der Geist der Widerspenstigkeit, und zwar hauptsächlich durch den Geist des lebendigen Christenthums, unterdrückt, daß mehrere Monate die Gerichtshöfe nichts zu thun hatten, als Handänderung des Eigenthums zu fertigen, und die Gesetze in schwierigen Fällen auszulegen. Selten sind strenge Züchtigungen nöthig. Einzelne Beyspiele von niedriger Gesinnung, schlechten Grundsätzen und selbstsüchtigem Betragen gibt es freylich auch, aber doch gilt dieß nur von Wenigen, und hat keinen Einfluß auf den Charakter des größten Theiles der Colonisten.

Was nun die von Sklavenschiffen befreyten Neger betrifft, so bilden diese eine besondere Colonie, Thomsontown, in einiger Entfernung von Monrovia, wo sie unter der Aufsicht und Leitung des trefflichen Lot Carey bey einander leben. Nur beym Gottesdienst vereinigen sie sich mit den Colonisten. In der Woche hält ihr Aufseher Gottesdienst mit ihnen, unterrichtet sie im Lesen des Englischen, im Schreiben und Rechnen, und den Grundlehren des Christenthums 3—4 Stunden täglich. Ein anderer Aufseher leitet sie zum Ackerbau an, und die, welche Fähigkeiten zeigen, werden zur Erlernung von Handwerken untergebracht. Sie beweisen sich lernbegierig und fleißig, und sind in dem Anbau des ihnen angewiesenen Landes schon weit fortgeschritten. Ihre Anzahl belauft sich über 100, und noch mehrere wurden erwartet.

Handelsverhältnisse. Viele Schiffe, besonders aus Nordamerika, kehren beym Cap an, und vertauschen dort Tücher, Werkzeuge und andere Manufakturen gegen die Produkte Afrikas. Besonders mit Reis, den die Eingebornen nach der Colonie bringen, wird schon ein bedeutender Handel getrieben. Da der Einkauf desselben sehr wohlfeil ist, so bringt der Verkauf den Colonisten reichen Gewinn. Sehr wichtig ist auch die Ausfuhr des Cam-Holzes, das in der Gegend wächst; mehrere hundert

Tonnen gehen alle Jahre durch die Hände der Colonisten, und dienen ihnen als Mittel, ihre Bedürfnisse einzutauschen. Das Elfenbein von Liberia ist weder in so großer Menge vorhanden, noch so schön als das, welches in andern Theilen von Westafrika gefunden wird; doch wird in der Colonie jährlich für 5 bis 8000 Thaler verkauft.

Faktoreyen sind errichtet worden, und aller Tauschhandel muß zum Beßten des Einzelnen und des Allgemeinen durch dieselben betrieben werden. So gut ist im Allgemeinen der Ertrag des Handels, daß Viele darüber den Ackerbau vernachläßigten, und daß sich jetzt schon fast Alle in viel bequemerer Lage befinden, als früher in Amerika.

Vertheidigungsanstalten. Die Lage der Colonie unter treulosen Wilden macht es nothwendig, das Leben und das Eigenthum der Ansiedler sicher zu stellen; auch der an der Küste oft versuchte Sklavenhandel, dem diese menschenfreundliche Colonie ein Dorn im Auge ist, erfordert eine bewaffnete Macht. Die ganze in den Waffen geübte Mannschaft belauft sich gegenwärtig auf etwa 90 Mann, von denen sich Manche einmal im Kampfe mit 1500 Eingebornen, und seitdem bey der Zerstörung von 3 Sklavenfaktoreyen an der Küste, wobey 116 Sklaven befreyt wurden, ausgezeichnet haben. Auch für die Sicherheit der im Hafen liegenden Schiffe gegen die in diesen Gewässern häufigen Seeräuber, ist durch 2 Batterien gesorgt worden. Die Colonie hat sich dadurch bey den Eingebornen in solches Ansehen gesetzt, daß nun wohl für längere Zeit von dieser Seite nichts mehr für sie zu fürchten ist.

Religiöser und sittlicher Zustand der Colonie.

Eine bedeutende Anzahl der Anbauer von Liberia hatten schon vor ihrer Auswanderung zu religiösen Verbindungen gehört, und Andere hatten sich noch zu einer Gemeinde vereinigt, ehe sie an Bord ihres Schiffes gingen. Die Aufrichtigkeit dieses ihres christlichen Bekenntnisses

ist durch die Veränderung aller Verhältnisse, und die vielen Versuchungen, die dieß nach sich zog, strenge geprüft worden. Die Meisten aber haben diese Prüfung zu ihrer eigenen Ehre und zur Ehre der Religion, die sie bekennen, bestanden. Durch diese Uebung wurden sie selbst in ihrem religiösen Leben mehr begründet, und geschickt, auch das Seelenheil Anderer zu fördern; und durch Gottes Segen ist ihr Beyspiel und ihre Thätigkeit nicht fruchtlos geblieben. Etwa 50 Personen, worunter hauptsächlich viele von den jüngern Leuten, haben, nach den letzten Berichten, durch Wort und Wandel den Glauben an ihren Erlöser bekannt. — Der Tag des HErrn wird von Jedermann mit aller äußern Achtung gefeyert; häuslicher Gottesdienst ist sehr gewöhnlich; Sonntagsschulen werden sowohl für die in der Colonie wohnenden Kinder der Eingebornen, als die der Anbauer, gehalten und fleißig besucht; auch ist diese Arbeit schon mit gutem Erfolg gekrönt worden. Sowohl der öffentliche Gottesdienst, als auch andere Gelegenheiten zur Erbauung, werden allgemein benutzt; und mehrere Gesellschaften für menschenfreundliche Zwecke, besonders für die Aufsicht und Erziehung der Kinder der Eingebornen, sind in Thätigkeit, und scheinen in solchem Geiste angefangen zu haben, daß sie Ausdauer und Erfolg versprechen. Im Jahr 1824 wurden durch freywillige Beyträge und Arbeit 2 schöne und bequeme Kirchen erbaut, von denen jede mehrere hundert Menschen faßt. Schon von weitem bieten sich dem Blicke die einfach verzierten christlichen Kirchthürme dar, welche nahe an dem Orte stehen, wo früher ein dunkler, dem Dämonendienst geweihter Hain stand; während sie dem Christen als neue Marksteine des sich erweiternden Reiches ihres HErrn erscheinen, werden sie von den heidnischen Negern als Vorzeichen des Umsturzes ihres Aberglaubens betrachtet. In diesen Kirchen wird von schwarzen Predigern das reine Wort Gottes verkündigt. Es sind in der Colonie sieben Prediger und noch mehrere Andere, die sich für die Sache der Religion in kleinern

Versammlungen thätig beweisen; und wenn auch nicht alle mit gleichem Eifer und gleicher Weisheit ihr Amt führen, so sind doch Mißbräuche seltener, als sich bey ihrem Mangel an Bildung erwarten ließe.

Selten regt sich Parteygeist; aber ein Wetteifer ist rege, in der Erkenntniß und Furcht des HErrn fortzuschreiten, und hat schon in vielen Fällen getragen die friedsame Frucht der Gerechtigkeit. Die Colonie ist in der That eine christliche Gemeinde. Der Herzog unserer Seligkeit, sagt Herr Ashmun, hat die Herzen sehr vieler Mitglieder derselben zu Tempeln seines heiligen Geistes gemacht. Der Glaube an das Evangelium hat sich so kräftig erwiesen, wie es nur geschehen kann, wenn die Gnade des Allmächtigen dabey mitwirkt; und dieser Glaube ist Vielen geworden ein lebendiger Antrieb zum Guten, eine Richtschnur des Lebens, und eine Quelle unvergänglicher Hoffnung und unaussprechlicher Freude. Gott wird von Vielen erkannt und angebethet im Geiste und in der Wahrheit. Freudige und betrübende Schickungen werden als aus seiner Hand angenommen, und haben Beugung oder Erhebung zur Folge. Oft sieht man im Hause Gottes Thränen gerührter Freude oder der Verlegenheit um das Heil der Seele die Wangen herunterströmen, weil das Herz durch das süße und zermalmende Wort des HErrn erweicht wird. Ich bin es selbst Zeuge gewesen, fügt derselbe hinzu, wie stolze und gottlose Fremdlinge, die dem Gottesdienst auf der Colonie beywohnten, zitternd vor Erstaunen und Beschämung bekannten, daß ihnen das Verborgene des Herzens offenbar geworden; und wie sie auf ihr Angesicht fielen, und bekannten, daß Gott wahrhaft unter diesem Volke sey.

Dieses erwachte religiöse Leben nennt Herr Ashmun den Schlüssel zu dem großen Geheimniß des schnellen Gedeihens der Colonie, der Achtung, die sie ihren Nachbarn gebietet, des Glücks, der Ordnung und des Gewerbfleißes der Colonisten. So unbedeutend auch Manchem die gnadenreiche Heimsuchung Gottes erscheinen mag, so ist sie

doch für das licht- und lebenlose Afrika ein Angeld, daß auch für dasselbe die Sonne der Gerechtigkeit aufgegangen, die nun schon ihre ersten Strahlen auf dasselbe geworfen.

Den beßten Beweis, daß es sich also verhalte, gibt der sittliche Zustand der Ansiedler. Rechtschaffenheit und Tugend hat durch Beyspiel und Einfluß ein großes Uebergewicht. Jede Art von offenbarer Lasterhaftigkeit wird durch den allgemein sich dagegen aussprechenden Unwillen beschämt oder unterdrückt. Beyspiele von Trunkenheit, Ausgelassenheit und Betrug kommen zwar vor, aber sehr selten, und werden nicht sowohl aus Furcht vor der Strafe, als vor der Schande, verborgen. Die allgemeine Mißbilligung und die baldige Anzeige jeder Störung der öffentlichen Ruhe sind Zeichen des gesunden moralischen Zustandes der Colonie. Innerhalb 22 Monaten war es nicht nöthig gewesen, irgend einen der Anbauer wegen eines Vergehens mit dem Gefängniß zu bestrafen. Vom Schwören und Fluchen weiß man in der Colonie nichts; und es wird dieses Laster so sehr verabscheut, daß nur der Taumel der heftigsten Leidenschaft denen, welchen es früher fast so natürlich war als das Athemholen, solche Ausdrücke entlocken kann; und so läßt es sich hoffen, daß es hier einen Staat geben werde, wo diese böse Sitte für eben so unschicklich, als sie sündlich ist, werde gehalten werden. Nicht so gewissenhaft sind Manche noch in der Bezahlung ihrer Schulden, und in der Anwendung ihrer Zeit und Kräfte. Im Allgemeinen herrscht in der Colonie ein Geist fröhlicher Heiterkeit, wie es für Christen sich ziemt. Diese Gnadenerweisungen Gottes sind wohl der deutlichste Beweis, daß Er mit Wohlgefallen auf diese Unternehmung zum Besten Afrikas herabsieht, und daß die Zeit gekommen ist, wo Mohrenland seine Hände ausstrecken wird nach dem lebendigen Gott.

Unterrichtsanstalten. Wenn dieß christliche Leben anhalten und gefördert werden soll, so ist Bildung nothwendig; und dafür hat noch nicht so viel geleistet werden

können, als die Umstände erfordern. Zur Anlegung von Schulen müßen die Männer vorerst aus dem Auslande kommen; da die Bildung der jetzigen Lehrer zur Weiterförderung ihrer Schüler unzureichend ist. Mehrere Schulen für Knaben und für Mädchen, (worunter 40 Kinder von den aufgefangenen Sklaven-Schiffen sich befinden, die man zur Beförderung ihrer Bildung unter Colonisten-Familien vertheilte) und des Abends eine für Erwachsene werden täglich gehalten; auch besteht eine Singschule und zwey Sonntagsschulen, wovon die eine für die Kinder der Eingebornen, und die andere für die der Colonisten bestimmt ist. Die Letztern haben schon gute Fortschritte gemacht, so daß die aus Amerika frisch ankommenden weit hinter denselben zurückstehen; die meisten Kinder von 5 Jahren können schon englisch lesen. Aber diese sich aufschließenden Blüthen haben bis jetzt nicht gepflegt werden können, wegen Mangel an den nothwendigen Bildungs-Mitteln. Viele Schüler sind so weit gekommen als ihre Lehrer. Sollen wir, ruft der treffliche Agent der Colonie aus, umsonst hoffen, aus den vielen Seminarien und Bildungs-Anstalten Amerikas einen tüchtigen Lehrer und eine gebildete Lehrerinn zu finden, welche Aufopferungssinn genug haben, christliche Bildung hieher zu verpflanzen. Es müßten freylich Leute seyn von guten Kenntnißen, von Uneigennützigkeit, und entschloßen, sich durch die Schwierigkeiten der einsamen Lage nicht müde machen zu laßen. Aber für solche böte sich eine große und ausgedehnte Wirksamkeit für die Gegenwart und Zukunft dar.

Eine Bibliothek ist in der Colonie angelegt worden, wozu viele christliche Freunde in Amerika Beyträge lieferten. Auch ist eine Buchdruckerpresse derselben geschenkt worden, und die nöthigen Typen angeschafft; aber der Buchdrucker, welcher sie leiten sollte, starb bald nach seiner Ankunft in Liberia. Es sollte ferner eine Lancaster'sche Schule eingerichtet werden, und ein amerikanischer Geistlicher, der zugleich als Missionar wirken zu können hoffte, hatte sich willig finden laßen zu diesem Geschäfte, scheint

aber, nach den letzten Berichten, bald nach seiner Ankunft den Tod gefunden zu haben. Es war die Absicht gewesen, sobald es thunlich wäre, eine höhere Schule damit zu verbinden, und auch den Kindern der Eingebornen den Zutritt zu öffnen; so daß sich, wenn es zu Stande kommen könnte, große Vortheile für die christliche Bildung Afrika's davon erwarten ließen.

Da das Klima für Weiße so gefährlich ist, so läßt sich für Afrika um so viel mehr erwarten von einer Anstalt, die in Amerika für fähige Negerjünglinge errichtet werden soll, um sie durch zweckmäßigen Unterricht in dem Ackerbau, den Künsten und Wissenschaften und in der Religion zu Lehrern ihres Volkes zu bilden. Auch hat die amerikanische Gesellschaft für auswärtige Missionen in ihrer jährlichen Versammlung sich erbothen, einige Negerjünglinge in ihr Missions-Institut aufzunehmen und zu Lehrern zu bilden, um sobald möglich eine Mission daselbst errichten zu können.

Verhältnisse der Colonie zu den benachbarten Stämmen der Eingebornen.

Die Colonie kommt zunächst nur in Berührung mit den Küstenvölkern; diese sind in viele kleine Stämme zertheilt, die durch gegenseitige Eifersucht in einer gespannten Ruhe erhalten werden. Keiner derselben kann mehr als 50 gutbewaffnete Männer ins Feld stellen, so daß die Colonie sie nicht zu fürchten hat. Aber wenn auch der Schutz der Waffen für dieselbe nothwendig ist, so ist doch in der neuern Zeit es zum Grundsatze gemacht worden, durch Wohlwollen, Menschlichkeit und Gerechtigkeit ihr Vertrauen zu gewinnen zu suchen.

Besonders im Anfange gab es öftere Reibungen, da durch die Nachbarschaft der Colonie auf einer Strecke von etwa 30 deutschen Meilen längs der Küste der Sklavenhandel unterdrückt, und dadurch den Eingebornen die einträglichste Quelle ihres Einkommens abgeschnitten worden ist. Da aber die Colonie von den Nachbarstämmen als

unüberwindlich angesehen wird, so suchen sie den Frieden und die Verbindung mit derselben, weil sie nur so die Vortheile, welche sie ihnen als Verkaufsplatz für ihre Produkte darbietet, genießen können; ja bey Gerüchten von Unruhen im Innern des Landes nehmen sie den Schutz der Colonie in Anspruch.

Die Niederlassung und der Wohlstand ihrer freyen schwarzen Brüder ist ihnen ein Beweis geworden für die großen Vortheile der Bildung. Sie sprechen ihr dringendes Verlangen aus, selbst noch unterrichtet zu werden, hauptsächlich aber ihre Kinder unter der Pflege gebildeter Menschen zu sehen, oder wie sie es nennen, sie die Gebräuche der weißen Leute lernen zu laßen. Sechzig ihrer Kinder sind schon von den Colonisten aufgenommen worden, genießen regelmäßigen Schulunterricht, und werden mit Liebe und Freundlichkeit behandelt. Kein Mann von einiger Bedeutung unter den Eingebornen läßt mit Bitten nach, bis wenigstens einer seiner Söhne in der Familie eines Colonisten untergebracht ist. Dadurch haben sie die Bildung von einer andern Seite kennen gelernt, da sie bisher nur mit dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft, mit Sklavenhändlern, in Verbindung gestanden hatten, und manche ihrer Vorurtheile sind daher geschwunden. Erst jetzt scheinen sie es einzusehen, daß es eben sowohl gute als schlechte Menschen gibt, und daß es möglich ist, aus andern Beweggründen, als aus Eigennutz und Selbstsucht zu handeln. Sie haben von ihren neuen Nachbarn erfahren, was ihnen früher vielleicht noch kein Weißer gesagt hatte: daß auch sie eine unsterbliche Seele haben, und Gott für ihre Handlungen Rechenschaft geben müßen. Sie können es kaum glauben, daß Tausenden von Ausländern ihr Wohl am Herzen liegt, und diese für sie bethen. Der Einfluß der Colonie auf die Eingebornen ist erstaunlich groß, und nimmt immer mehr zu; es liegt ihnen daher auch an dem guten Vernehmen mit derselben so viel, daß sie solche, die auf der Colonie Diebstähle begingen, selbst anhielten und zur Bestrafung auslieferten.

Die Berührung mit der Colonie hat auch schon so viel auf ihr sittliches Gefühl gewirkt, daß sie nicht mehr blos aus Furcht vor der Uebermacht derselben, sondern weil sie selbst anfangen, den Sklavenhandel als etwas Schlechtes anzusehen, davon nach und nach abstehen. — Und so läßt es sich hoffen, daß dieser barbarische Handel untergraben werden könne, hauptsächlich durch den stillen und unanmaßlichen Einfluß des christlichen Beyspiels.

Also steht nun da die erste Grundlage zu einem neuen Reiche in Afrika, dessen Fundament das Christenthum, Bildung und bürgerliche Freyheit ist; schon hindurch geführt durch die ersten schwierigsten Anfänge, und gewährt für die Erleuchtung Afrika's die schönsten Hoffnungen und die besten Mittel.

Ueber die an die Colonie grenzenden Völkerstämme.

Der Theil der Westküste von Afrika, der jetzt schon unter dem Einfluße der Colonie in Liberia steht, oder bald stehen wird, beginnt nördlich vom Fluße Gallinas, 25 deutsche Meilen nord-westlich vom Cap Mesurado, und endet sich südöstlich bey Settra-Kruh, 45 deutsche Meilen vom Cap. Ins Innere des Landes, das durch dichte Wälder von dem Küstenlande getrennt ist, reicht ihr Einfluß nun 40 — 50 englische Meilen; alles, was weiter hinein liegt, ist völlig unbekanntes Land. Der Vey- oder Fey-Stamm nimmt eine Strecke von 50 Meilen zwischen dem Gallinas-Fluße und Cap Mount ein. Es ist dieß ein thätiges kriegerisches Volk, das sich hauptsächlich mit dem Sklavenhandel beschäftigt; fast alle Männer sprechen ein schlechtes englisch; die Bevölkerung beläuft sich auf 12 — 15,000 Seelen. Von diesen bis zum Cap Mesurado hat der träge und friedliche, aber doch verrätherische und grausame Stamm der Dey's etwa 50 Meilen des schmalen Küstenlandes im Besitz. Und südöstlich von da, bis Settra-Kruh, haben die Stämme der Bassa Nation ihre Wohnsitze, die, obschon unter ver-

schiedenen Herren, doch Sprache und Sitten mit einander gemein haben. Die ganze, im Vergleich mit andern Theilen der Küste sehr große Population dieses Theiles derselben, mag sich auf etwa 125,000 Seelen belaufen. — Daß sie keine wandernde Lebensart führen, und selten Krieg unter einander haben, so wie ihr Verlangen nach Bildungsmitteln und ihre große Bereitwilligkeit sie anzunehmen, sind eben so viele günstige Umstände für einen unter ihnen sich ansiedelnden Boten des Evangeliums.

Die Völker des an diesen Theil der Küste grenzenden Binnenlandes sollen nach zusammenstimmenden Nachrichten, mehr Bildung besitzen und viel zahlreicher seyn, als die von ihnen verdrängten Küstenvölker. Südlich vom Cap Mesurado, wo die Bassa-Nation ihre Wohnsitze hat, nimmt das Land einen andern Charakter an. Der niedrige und sumpfichte Boden der Meeresküste hört auf, die Bäume haben einen schönern Wuchs, und das Trinkwasser ist gewöhnlich gut; da dieses alles Zeichen sind von der Abwesenheit der gewöhnlichen Krankheitsursachen in den tropischen Climaten, so läßt sich hoffen, daß besonders in dieser Gegend eine Mission mit Vortheil angelegt werden könnte.

In Beziehung auf ihren äußern Zustand sind sie nicht gerade bedauernswürdig. Ihr Körperbau ist stark und kräftig, und selten sieht man Krüppel unter ihnen; sie sind gewöhnlich etwas über die mittlere Statur und wohl proportionirt, und in ihren Bewegungen herrscht große Leichtigkeit; von Krankheiten wissen sie wenig. Die Fruchtbarkeit des Clima, die Fettigkeit des Bodens überheben sie aller Anstrengung im Anbau ihrer Bedürfnisse, und die Einfachheit ihrer Sitten der Mühe sie sich durch viele Künste und Arbeit zu erwerben. Der immerwährende Sommer erfüllt sie mit einer Heiterkeit, in der sie sich nur selten stören und die sie sich nie ganz rauben lassen. Selbst ihre Feldarbeiten beleben sie durch Scherz und Gesang, und sogar der Tod der Freunde wird für die Ueberlebenden Veranlassung zum lustigen Mahle. Sie

genießen das thierische Leben in seiner Vollkommenheit, so wie sie auch diejenigen geistigen Fähigkeiten in hohem Maße besitzen, welche nicht von Bildung, sondern mehr von der Gesundheit und Harmonie der Sinnesorgane abhängen. Ihr Gedächtniß, z. B., ist zum Verwundern genau und treu; was immer im Bereich ihrer Fassungskraft liegt, das halten sie mit Klarheit und Sicherheit fest. Ihre Sinne sind zart und scharf, und die Vorstellungen, die sie durch dieselben erhalten, deutlich und lebhaft; so daß ihre Sprache wegen der vielen und anschaulichen Bilder etwas Dichterisches hat. Ihre Aufmerksamkeit wird nicht durch so vielerlei zerstreut, und daher sind auch alle ihre Wahrnehmungen so bestimmt.

Wäre die thierische Natur des Menschen der Mittelpunkt und der Zweck seines Daseyns; hätte die Seele nur den Zweck zu zeigen, wie er seine fleischlichen Triebe auf die angenehmste Weise befriedigen kann, wäre dieß, wie es ein großer Theil der gebildeten Welt dafür hält, die Bestimmung des Menschen, so hätten diese Völker eine hohe Stufe menschlicher Glückseligkeit, und es würde freylich besser seyn, sie in ihrer sogenannten Unschuld zu lassen. Aber betrachten wir sie als unsterbliche Geschöpfe, deren wahres Glück nur besteht in der Erkenntniß des Einen wahren Gottes und der Gemeinschaft mit Ihm, und deren Bestimmung die Erfüllung Seines Willens ist, so erscheinen sie uns als tief gefallen und schrecklich entwürdigt, und selbst die letzten Spuren des göttlichen Ebenbildes in ihnen entstellt und unterdrückt. Ein Blick in ihr Leben zeigt uns dieß.

Ihr häusliches Leben. Ihr Gemüth enthält von der frühsten Jugend an keine Anleitung zum Guten. — Die Stimme der elterlichen Ermahnung wird nicht vernommen in des Schwarzen Hütte; die Zärtlichkeit der Mutter zeigt sich nie in der Bezähmung der wilden Leidenschaften und der Beschränkung der schädlichen Neigungen ihres Kindes. Bald verschwendet sie ihre unnützen Liebkosungen gegen ihr Kind, bald zankt sie sich wieder

herum

herum mit seinem unruhigen und störrischen Wesen. — Aber bey beydem sucht sie nur ihren, nicht des Kindes Vortheil. Der Hund, der auf der gleichen Matte liegt und aus dem gleichen Geschirr trinkt mit ihrem Kinde, genießt auch dieselbe Zucht, und mit gleich gutem Erfolg. Lügen, kleine Diebstähle und die ganze Reihe von Kindersünden reizen nur zum Lachen, so lange die Folgen davon, weder für sie selbst, noch für andere, nach ihrer Ansicht schädlich sind. Und keine Schule nimmt dann das verwahrloste Kind in ihre Pflege. — Das weibliche Geschlecht ist sehr herabgesetzt, besonders in Folge der Vielweiberey; denn jeder nimmt so viele Weiber und hält so viele Sklaven, als es sein Vermögen gestattet. Die Weiber werden angesehen als Geschöpfe einer niedrigern Art, die zum Dienste ihrer Männer geboren sind. Sie dürfen mit ihren Männern nicht am gleichen Tische essen, und müßen mit dem vorlieb nehmen, was sie ihnen übrig lassen. Die einzige Arbeit, der sich der Mann unterzieht, ist das Rudern der Boote, und das Holzfällen bey der Urbarmachung des Landes; alle andern Geschäfte zu Hause und auf dem Felde müßen die Weiber und Sklaven besorgen. Die Weiber werden um ein Geschenk an den Vater oder Vormünder gekauft; auf die Einwilligung des Weibes kommt wenig oder nichts an. Ihre Ehen können in einer Rathsversammlung, Palaver, wieder aufgelöst werden. — Die ganze Zeit, die sie auf den Anbau ihrer Felder verwenden müßen, um genug Vorrath für ein Jahr zu gewinnen, (und weiter hinaus sorgen sie nicht,) beläuft sich im Ganzen gerechnet auf etwa zwey Monate; die übrige Zeit verbringen sie meist in müßigem Geschwätz und Spiel. Sie wohnen in Hütten von Lehm oder Holz, die mit Palmblättern gedeckt sind, und gewöhnlich in Dörfern oder umzäunten Städten.

Bürgerliche Verfassung. Die Regierungsform ist mehr aristokratisch als monarchisch, da die königliche Würde gewöhnlich nicht von großer Bedeutung, und nicht erblich ist. Die Völkerschaften sind meist in kleine Staaten

zersplittert, aus einigen Städten bestehend, über welche ein König gesetzt ist, der aber für seine Handlungen der Versammlung der Oberhäupter der verschiedenen Dörfer und Städte verantwortlich ist. Diese Oberhäupter sind meistens die ältesten und angesehensten Männer, und haben oft auch größern Einfluß als der König. Sie sind die Leiter der Gerichtsversammlungen an ihrem Orte, und schlichten die Händel ihrer Untergebenen. Für die Verwaltung ihres Amtes sind sie der Versammlung der benachbarten Chefs unter dem Vorsitze des Königs, verantwortlich. Diese Oberhäupter haben großes Ansehen; Beschimpfung derselben wird mit dem Tode oder mit Sklaverey bestraft. Die Todesstrafe erfolgt auch noch auf die Anklage der Zauberey, und, wenn nicht Entschädigung geleistet wird, auf Ehebruch. Mord und andere Verbrechen werden nur durch Verlust des Eigenthums oder der Freyheit bestraft. Auch der Schuldner kann als Sklave verkauft werden. Da dieses die gewöhnliche Strafe ist, und dem Ankläger der Verurtheilte als Eigenthum anheim fällt, so wird dieß gar oft eine Veranlassung zu falschen Anklagen. In vielen gerichtlichen Fällen wird durch ein Gottes-Urtheil entschieden, welches in dem (stark auf die Eingeweide wirkenden) Trank des rothen Wassers besteht, welches aus der innern Rinde des Cokus-Baumes verfertigt wird.

Ihr sittlich-religiöser Zustand. An die guten Folgen der Tugend glauben sie nicht, sie selbst kennen sie nicht, und von dem Einfluß derselben auf den Zustand des Menschen in dieser und jener Welt haben sie keine Ahnung. Keine religiöse Feyerlichkeit unterbricht den alltäglichen Lauf der Geschäfte; der Strom ihres Lebens fließt dahin in todter Gleichförmigkeit. Nicht nur haben sie keinen Gottesdienst, keine Tempel, keine Priester und Altäre, sie haben auch keine Kunde von einem Gott, dem sie dienen und Altäre errichten könnten; denn die dunkeln und verkehrten Vorstellungen, die sie von höhern Wesen haben, beweisen nur wie wenig der gefallene Mensch ver-

mag zu der Erkenntniß Gottes zu gelangen, ohne dessen Offenbarung, und wie die Schöpfung, die ihn noch zu dem Urheber hinführen könnte, ihm so leicht Veranlassung wird zur Vergötterung der Kräfte der Natur. Bey diesen Völkern aber ist auch keine Tradition mehr vorhanden, welche, wenn auch nur unvollkommen, diesen Mangel ersetzte.

Daher kommt es denn, daß fast jede Spur von einem Gefühl der Verantwortlichkeit, der Liebe und Dankbarkeit gegen ein höheres Wesen, jede Hoffnung, die über diese Zeitlichkeit hinausreicht, verschwunden ist, und daß sich dafür, so wie für die Begriffe von dem sittlichen Werthe des Menschen und seiner Handlungen in ihrer Sprache keine Ausdrücke finden; so daß man, um sie davon zu unterrichten, eine ganze Reihe neuer Wörter in ihre Sprache einführen müßte.

Was Wunder, wenn auch die andern Kräfte ihrer Seele zugleich gesunken sind; so daß sie nicht weiter als hundert zu zählen im Stande sind, und keine Mittel kennen, die Geschichte ihrer Zeit den folgenden Geschlechtern zu überliefern. *) Nie steigt in ihrer Seele die Frage auf: Wer es sey, der alle Jahre vom May bis November ein Heer von Wasserschweren Wolken bey ihrer Küste vorbeyziehen läßt; oder, wer den Donner rollen mache, der ihrer Berge Gipfel erschüttert. Nachdem sie so ohne Gott in der Welt gelebt haben, scheiden sie aus derselben mit Furcht, ohne zu wissen wovor. Ich bin, sagt Herr Ashmun, Zeuge gewesen von den letzten Stunden eines alten Afrikaners, der sich mit vollem Bewußtseyn dem Grabe näherte. Sein ihn verklagendes Herz that ihm etwas kund, das ihm noch schrecklicher war, als Zernichtung, obschon er selbst es nicht zu nennen wußte. Er suchte seiner gepreßten Brust Luft zu machen durch Wie-

*) Die einzige Spur von Schrift, die sich bey ihnen findet, ist die der Mandingo, welche von herumziehenden Zauberern dieses Stammes auf die von ihnen selbst nicht verstandenen Grigris oder Zauberzettel geschrieben wird.

deraufzählung alles dessen, was für ihn mit süßen Erinnerungen verknüpft war, und durch Beklagung des harten Schicksals, das ihn verurtheile, daß seine irdische Hütte sich nun bald wieder mit dem Staub der Erde vermischen müße. Sein brechendes Auge flehte verzweiflungsvoll um ein Mitleiden, welches doch sein Herz verwarf. Ich sprach ihm von dem Buche Gottes, welches die weißen Menschen lehre, im Frieden von der Welt zu scheiden, und uns Hoffnung mache auf die bessern Freuden eines ewigen Lebens. Aber er schüttelte das schon gesenkte Haupt, und einen Seufzer ausstoßend, den er gern unterdrückt hätte, sagte er mit matter Stimme: Zu spät, zu spät! und leitete das Gespräch auf andere Gegenstände.

Ist dann ein Mann von Bedeutung gestorben, so halten sie eine große Todtenklage; die Weiber verwunden sich mit ihren Fäusten und Nägeln; sie trinken, weinen, schreyen und laufen wie Wüthende umher. Und darauf folgt dann ein Gastmahl, und bald ist der Verstorbene vergessen.

Dennoch fürchten sie die Schatten der Verstorbenen, und suchen sie auf mancherley Weise zu versöhnen oder ihre Einwirkungen durch Zaubermittel abzuwehren. Gegen die Einflüße solcher unsichtbaren Wesen tragen sie immer ihre Amulete am Leibe mit sich herum, oder stellen sie in ihren Häusern und Städten bey den Fischerplätzen und an den besuchtesten Straßen auf. Diese Fetische erhalten ihren Werth nicht sowohl von den Dingen, woraus sie verfertigt sind, denn jedes Stückchen Holz oder Stein u. dgl. ist geschickt dazu, sondern allein von der Geschicklichkeit ihres Verfertigers oder Verkäufers. Jedes Oberhaupt hält muhamedanische Priester, welche ihm durch Zauberey rathen; oft vergraben sie auch Rinder, Hunde und Katzen, um dadurch Zauberey von sich abzuwehren. Die Verständigsten unter ihnen sind gewöhnlich die Abergläubigsten; weil auch der Verstand ihrer Weisen nur so weit reicht, daß sie wenigstens ein Bedürfniß fühlen nach dem, was allein den für Religion erschaffenen Menschen befriedigt.

Die, welche an der Küste wohnen, haben zwar von einem Gott gehört, und weil sie keinen eigenen Glauben hatten, so haben sie diese Kunde angenommen. Es gibt daher nur Wenige, welche das Daseyn eines höchsten Wesens läugnen. Aber ihr Gemüth ist so angefüllt mit dem Wahnglauben an untergeordnete Geister, und diesen

schreiben sie so viel Einfluß auf ihre Verhältnisse und Thaten zu, daß sie selten, oder nie, ihre Gedanken zu dem höchsten Wesen erheben. Sie können nicht glauben, daß Gebräuche, die so allgemein und verbreitet sind bey allen schwarzen Völkern, ohne die Leitung und den Willen einer höhern Schickung bestehen; und nichts ist daher bey ihnen gewöhnlicher, als die Behauptung: Gott hat es den schwarzen Leuten so gegeben. Im Gespräche geben sie alles zu, was Christen von ihrem Gott sagen, aber bloß weil sie keine bestimmten Begriffe von ihrem eigenen Glauben haben, und völlig von allen Gegenbeweisen entblößt sind. Aber aus ihrem ganzen Leben geht nur zu deutlich hervor, wie sie nicht aus dem Glauben handeln, daß dieser Gott auf sie achte, und sie belohnen oder bestrafen werde; deßwegen lassen sie sich auch um der Wahrheit, der Mäßigkeit, der Rechtschaffenheit willen nicht die geringste Aufopferung gefallen. Versucht man es, ihre Gedanken zu geistigern Vorstellungen von Gott zu erheben, so zieht sie das Gewicht ihrer Sinnlichkeit gleich wieder zu ihren grobmateriellen Begriffen herab.

Einladendes für eine Mission unter diesen Völkern.

Es versuchen zu wollen, solche Menschen aus dem Zustande ihrer fast thierischen Versunkenheit herauszureißen durch irgend ein anderes Mittel, als durch die von Gott selbst hiezu verordnete Predigt des Heils in Christo, wäre ein verkehrtes Unternehmen, dessen Fruchtlosigkeit durch die Erfahrung von Jahrtausenden bewiesen ist; und abwarten zu wollen, bis sie sich selbst zu einer bessern Erkenntniß und mehr Bildung erheben, hieße sie ihrem gewissen Verderben überlassen. Laut fordert ihr Zustand die christliche Liebe zur Hülfe auf, und es treten noch manche Umstände hinzu, welche als Fingerzeige der Vorsehung erscheinen, daß nun auch für diese Völker die Stunde des Heils gekommen sey. Dahin gehört denn vor Allem die feste und friedliche Niederlassung einer schon zivilisirten, christlichen, und doch zugleich aus Schwarzen bestehenden Gemeinde, mitten in dieser geistigen Wüsteney. Es gibt Hunderte unter den Colonisten, welche mit Freuden durch ihren Einfluß und ihre Gebethe einen Missionar unterstützen würden. Von der Colonie könnte ein solcher, sofern er von des Fleisches Arm Gebrauch machen darf, allen nöthigen Schutz erlangen. Die Nachbarschaft der

Colonie würde ihm wenigstens das sonst so peinliche Gefühl der Trennung von der Heimath und von gebildeten Menschen erleichtern. Sollte er von denen, welche er zum Gegenstand seiner liebenden Thätigkeit macht, verlassen werden, oder Widerstand bey ihnen finden, so könnte er die nöthige Unterstützung von der Colonie aus erhalten, oder, wenn es aufs Aeußerste kommen sollte, dorthin seine Zuflucht nehmen.

Aber es wird für die oberste Behörde von Liberia leicht seyn, mit allen Königen in der Nachbarschaft eine freundschaftliche Uebereinkunft zum Beßten einer Mission zu schließen, und auf genauere Beobachtung derselben zu halten. Zudem kommt das dringende Verlangen der Eingebornen selbst, ihnen die Mittel äußerer Bildung zu verschaffen, woran sich die Mittheilung noch köstlicherer Gaben leicht anschließen läßt. Zwar fürchten sich jetzt noch Viele, ihre Kinder lesen und schreiben zu lassen, weil sie Zauberey dahinter vermuthen, und hätten lieber, wenn sie nur Ackerbau und Handwerke lernten; doch sind diese Vorurtheile schon bey Vielen verschwunden. — So hat Peter Bromley, der mächtigste König in dem Lande der Deys, der schon seit 20 Jahren den Werth europäischer Bildung kennen lernte, den Wunsch ausgesprochen, die abergläubischen Gebräuche seines Volkes abgeschafft, und Aufklärung dafür eingeführt zu sehen; und er hat versprochen, dem guten weißen Manne, der, empfohlen von der Regierung der Colonie, zu ihm kommen wolle, um da zu wohnen, und sein Volk zu unterrichten, das nöthige Land anzuweisen und ihm Schutz zu verschaffen. Viele Anträge der Eingebornen, ihre Kinder in der Colonie erziehen zu lassen, müßen wegen der schon aufgenommenen Anzahl abgewiesen werden; mit Freuden würden Manche von diesen sie einem Missionar zum Unterrichte anvertrauen.

Auch scheint das Christenthum schon hie und da Eindruck auf ihre Gemüther gemacht zu haben, und ihre Herzen scheinen für dasselbe nicht verschlossen zu seyn. So erzählt C. M. Baring, ein Negerprediger der Colonie, in seinem Tagebuche von einer Reise nach dem Bassalande: „Während meines Aufenthaltes in Groß-Bassa ließ ich keine Gelegenheit aus den Augen, den Königen die großen Vortheile auseinander zu setzen, die wir als Christen genießen.“ König Will sagte: er habe gehört, daß Gott die Welt richten, und daß jeder Mensch wieder auf die Erde kommen werde. Ich sagte ihm: Dieß sey wahr.

Er fuhr fort: er habe keine Ruhe mehr gehabt, seitdem er das gehört, oft schreye sein Herz; aber er wisse nicht, wie er bethen müße. Dieß gab mir die Handhabe, die ich suchte. Ich sprach ihm von dem Glücke, den Sohn Gottes zum Freunde zu haben. Er sagte: er wisse nicht, wie er dazu gelangen könne. Während ich ihm nun dieß auseinander setzte, rollten Thränen seine Wangen herab. Da er merkte, daß ich dieß beobachtet hatte, sagte er: Deine Worte machen mein Herz schreyen. Aber ich muß ans Cap kommen, und noch mehr von Gott hören.

Ein anderer günstiger Umstand für eine zu errichtende Mission ist der tiefe Friede, welcher jetzt zwischen den umliegenden Völkerschaften und Liberia herrscht. Schon seit vier Jahren wird die Colonie als unüberwindlich für irgend eine Macht der Eingebornen von diesen selbst angesehen. Ihre Politik ist es daher, jetzt mit denselben auf möglichst gutem Fuße zu stehen. Auch haben sie durch die schnellen Fortschritte und die große Ueberlegenheit ihrer unter ihnen angesiedelten schwarzen Brüder einen tiefen Eindruck bekommen von dem höhern Standpunkt der weissen Menschen, durch die dieses ausgerichtet wurde. Sie erkennen an die größere Vollkommenheit unserer Fabrikate und Künste, unserer Gesetzgebung und Geistesbildung. — Da unser Gottesdienst, sagt Herr Ashmun, den Charakter des Ernstes trägt, so macht er ihnen einen ganz neuen Eindruck, und daher erkennen sie im Allgemeinen auch die Vortrefflichkeit unserer Religion an, und wünschen fest, daß sie weiß, d. h. gebildet seyn möchten, um sie annehmen zu können. Denn noch halten sie fest an der Meynung, daß, so trefflich und wahr auch unsere Religion seyn möge, sie nun einmal bestimmt seyen, keine andere als die Ihrige zu haben.

Eine fernere Erleichterung für einen dahin kommenden Missionar, welche wenig andere heidnische Völker darbieten, besteht darin, daß alle Oberhäupter und viele Hunderte ihres Volkes die englische Sprache ohne Dollmetscher sprechen und verstehen. Der Missionar kann daher gleich nach seiner Ankunft sein Werk beginnen, und während er ihre Sprache, und dieß auch mit größerer Leichtigkeit, erlernt, sich fast eben so nützlich machen, als nachher. — Dazu kommt noch die Wohlfeilheit der Lebensmittel, der im Allgemeinen milde Charakter der Eingebornen, die völlige Abwesenheit von aller Unduldsamkeit in Beziehung auf Religion, und die Entfernung von den verfolgungssüchtigen muhamedanischen Mauren.

Noch fügen wir einige Winke bey, welche der, für die Errichtung einer Mission auf dieser Küste sich sehr interessirende Agent der Colonie gibt. Die ersten Missionarien müßten Weiße seyn, weil nur solche gleich von Anfang die nöthige Achtung genießen würden. Geradheit, heiliger Ernst für Gottes Sache, und große Uneigennützigkeit sind unumgängliche Erfordernisse derselben. Sie sollten, um das Vertrauen der Eingebornen zu gewinnen, sich für ihr Lebenlang zu diesem Geschäfte verpflichten, und Afrika zu ihrer Grabstätte wählen. Ihr Amt müßten sie mit Freuden und Heiterkeit treiben, und keine größere Lust kennen, als ihren Mitmenschen nach Leib und Seele Gutes zu erweisen. Kenntnisse, Umsicht, Demuth und eine gute Leibes-Constitution sind nothwendige Zugaben. Das erste Halbjahr müßten sie sich in der Colonie aufhalten, um sich an das Clima zu gewöhnen, und unter guter ärztlicher Pflege die ersten und mächtigsten Einwirkungen desselben zu überstehen. Während dieses Aufenthaltes könnten sie sich schon sehr nützlich machen unter den befreyten Sklaven; die Sprache der Eingebornen anfangen zu erlernen, sich mit ihren Sitten bekannt machen, und den Plan entwerfen für ihre spätere Wirksamkeit. Dann müßten sie einen passenden Platz für die Niederlassung auswählen, welches bey der großen Bereitwilligkeit der Eingebornen leicht am zweckmäßigsten Orte geschehen könnte. Sie müßten darauf um sich her eine Familie von Eingebornen sammeln, Schulen für Kinder und Erwachsene unter ihnen einführen, und sie alle das Wort Gottes lesen lehren. Zugleich würden sie dieselben anleiten zum Ackerbau und Handarbeiten. Bald würden sie sich auf diese Weise ihren Unterhalt selbst verschaffen können, und die Missions-Anstalt in Stand gesetzt werden, ihre Wirksamkeit weiter auszudehnen. Die Wohnungen würden am zweckmäßigsten zuerst nach der Weise der Neger errichtet, bis man nach und nach eine dauerhaftere Bauart einführen könnte.

Würden die Arbeiten derselben mit Segen gekrönt und ihr Leben erhalten, so könnten sie in der Nachbarschaft eine neue Niederlassung errichten, und so nach und nach Viele dieser unwissenden und unseligen Menschen zur Erkenntniß des wahren Gottes und ihres Erlösers hinleiten.

Missionsreise

auf der

Insel Owyhi (Hawaji),

der größten unter den

Sandwichs-Inseln.

Mit einer Karte und Kupfern.

Vorerinnerung.

Als im Jahr 1819 Tamehameha, König der Sandwichs-Inseln, starb, und sein Sohn Rihoriho ihm in der Regierung folgte, so wurde alsobald der hergebrachte Götzendienst, so weit es im Vermögen des Königes lag, abgeschafft. Im Jahr 1820 kamen ein Paar Monate darauf die amerikanischen Missionarien an, und landeten theils auf der Insel Owyhi *), wo damals der König residirte, theils auf Tauai, unter dem Schutze des Königes der Insel Taumuarii, theils endlich zu Honoruru, dem Haupthafen der Insel Woahu, wo sie sich mit dem Evangelio Christi niederließen.

Im Jahr 1822 kam Missionar William Ellis von den Gesellschafts-Inseln, wo er mehrere Jahre im Segen gearbeitet hatte, auf seinem Wege nach den Marquesas-Inseln zu ihnen, und entschloß sich am Ende, bey ihnen auf den Sandwichs-Inseln sich niederzulassen, um ihnen bey seiner gründlichen Kenntniß der Landes-Sprache in den ersten schweren Anfängen der Mission brüderliche Handreichung zu thun.

*) Da diese Insel von den Eingebornen Hawaji genannt wird, so werden wir sie stets mit diesem Namen bezeichnen.

Als im Frühling 1823 eine neue Verstärkung von Missions-Arbeitern von den nordamerikanischen Staaten ankam, so wurde von den Missionarien der Beschluß gefaßt, daß die große Insel Hawaii (Owyhi) in ihrem ganzen Umfang von einigen reisenden Missionarien gründlich untersucht, und diejenigen Stellen in besondern Augenschein genommen werden sollen, welche zur Anlegung von Missions-Stationen auf dieser Insel geeignet zu seyn scheinen. Hiezu wurden, ausser dem englischen Missionar, Herrn Ellis, der im Dienste der Londner Missions-Gesellschaft steht, die vier amerikanischen Missionarien, Herr A. Thurston, Ch. Stewart, A. Bishop und J. Goodrich ausersehen, welche im Sommer 1823 diese Reise unternahmen, und in zwey Monaten vollendeten. Da die Resultate derselben die Grundlage aller bisherigen, mit dem ausgezeichnetsten Segen gekrönten Missions-Unternehmungen auf den Sandwichs-Inseln sind, und die ausführliche Beschreibung dieser Reise, welche Missionar W. Ellis im Jahr 1826 zu London herausgab, uns in die genaueste Bekanntschaft mit den Sandwichs-Insulanern und dem Missions-Geschäfte unter denselben hineinführt, so dürfte es unsern Lesern willkommen seyn, in kurzen Auszügen das Wichtigste dieser Reisebeschreibung in diesen Blättern zusammengestellt zu finden.

I. Abschnitt.

Allgemeiner Ueberblick der Sandwichs-Inseln.

Die Sandwichs-Inseln sind 10 an der Zahl, von denen jedoch nur 8 bewohnt, und die beyden andern nakte Felsen sind, welche bloß von Fischern von Zeit zu Zeit besucht werden; sie liegen innerhalb des Wendekreises des Krebses, zwischen 18° 50′ — 22° 20′ nördlicher Breite, und zwischen 154° 53′ — 160° 15′ westlicher Länge von Greenwich. Ihre geographische Lage ist beyläufig der dritte Theil der Entfernung für ein Schiff, das von den westlichen Ufern von Mexico nach dem östlichen Gestade von China segelt. Die Sandwichs-Inseln sind dem grössern Theile nach größer als die Gesellschafts-Inseln oder irgend eine andere Insel-Gruppe in den südöstlichen Gewässern des stillen Meeres. Hawaii, die größte unter ihnen, gleicht einem gleichschenklichten Dreyeck, und hat etwa 300 englische Meilen (5 derselben auf eine geographische Meile gerechnet) im Umfang. Die Länge, Breite und der Flächen-Inhalt dieser Inseln verhält sich folgendermaßen:

	Länge.	Breite.	Quadratmeilen.
Hawaii	97 Meilen.	78 Meilen.	4000.
Maui	48 —	29 —	600.
Tahurawa	11 —	8 —	60.
Ranai	17 —	9 —	100.
Morokai	40 —	7 —	170.
Oahu	46 —	23 —	520.
Tauai	33 —	28 —	520.
Niihau	20 —	7 —	80.
Taura Morakini	Wenig mehr als nakte Felsen.		

Sie scheinen sämmtlich vulkanischen Ursprungs zu seyn, und sind aus Lava und anderm vulkanischem Stoff in den verschiedensten Stufen der Zersetzung zusammengefügt. —

Der Boden ist reich in denjenigen Theilen, die von vulkanischen Ausbrüchen lange frey gewesen sind; aber mächtige Strecken dieser Inseln haben, seit ihrer Entdeckung durch Capitain Cook, fürchterliche Verheerungen erfahren. Das Clima ist nicht ungesund, obgleich warm, und für eine europäische Constitution schwächend. Folgende Thermometer-Beobachtungen nach Fahrenheit, die vom August 1821 bis July 1822 zu regelmäßiger Zeit Morgens 8 Uhr, Nachmittags 3 Uhr, und Abends 8 Uhr von den Missionarien gemacht wurden, zeigen den Zustand der Temperatur im Laufe eines ganzen Jahres:

Monate.	Höchster Stand.	Niedrigster Stand.	Allgemeiner Stand.	Mittlerer Stand.	Allgemeiner Wetter-Stand.
1821.	Grade	Grade	Grade	Grade	
Aug.	88	74	75—85	79	Klar; nur einmal Regen.
Sept.	87	74	76—84	78	Fünf Tage Regen.
Okt.	86	73	76—83	78	Klar; nur einmal Regen.
Nov.	82	71	75—80	76	Klar; nur einmal Regen.
Dez.	80	62	70—78	72	Klar; zweymal Regen.
1822.					
Jan.	80	59	68—76	70	1 Tag Regen, 7 andre wolkicht.
Febr.	77	61	68—75	71	4 — — 10 — — —
Merz	78	66	71—75	72	5 — — 8 — — —
April	81	62	72—78	73	4 — — 12 — — —
May	81	72	75—80	76	4 — — 3 — — —
Juny	84	71	76—81	78	6 Tage wolkicht.
July	84	74	76—83	78	5 Tage Regen, 7 andre wolkicht.
Ergebniß des Jahrs.	88	59	70—83	75	40 Tage Regen; sonst im Allgemeinen klar.

Die Eingebornen sind von mehr als mittlerer Größe, wohlgestaltet, stark gegliedert, von offenem Gesicht, und nicht selten der europäischen Gesichtsbildung ähnlich. Besonders sind die Häuptlinge große, starke Männer, die sich durch ihren Körperbau vor allen Uebrigen auszeichnen, und nicht selten für ein besonderes Geschlecht gehalten wurden. Sie werden von Jugend an aufs sorgfältigste

gepflegt, und besser genährt als die Andern. Die Farbe der Einwohner ist olivenartig, oft röthlich-braun, das Hauptlaar schwarz oder braun, und meist gekräuselt.

In Vergleichung mit andern Südsee-Inseln sind die Sandwichs-Inseln ansehnlich bevölkert. Bey ihrer Entdeckung wurde die Bevölkerung auf 400,000 Seelen angeschlagen; gegenwärtig übersteigt sie nicht 130,000—150,000 Seelen, wovon 85,000 die Insel Hawaji bewohnen. Die rasche Entvölkerung der letzten 50 Jahre ist den häufigen Zerstörungskriegen unter der frühern Regierung des Tamehameha, so wie öftern Ausbrüchen der Pest, zuzuschreiben, die durch die Inseln wüthete, und von fremden Schiffen hingebracht wurde, so wie dem häufigen Kindermord und der zügellosen Lasterhaftigkeit, die unter der Herrschaft der Götzen im Schwange gingen.

Das Thierreich auf diesen Inseln ist ausnehmend beschränkt. Bey ihrer Entdeckung wurden bloß eine kleine Gattung von Schweinen, Hunde, Eidexen und eine Art von Mäusen angetroffen. Wilde Thiere gibt es gar keine, als wilde Schweine, die bisweilen auf den Bergen gefunden werden. Pferde, Hornvieh und Ziegen, die jetzt eingeführt sind, gedeihen wohl; aber für die Schafe ist das Clima zu warm. Vögel sind selten, und nur Wasservögel sieht man an den Küsten. Auf den hohen Bergen nisten indeß mehrere Vögel-Geschlechter, deren Gesang ungemein melodisch ist. Giftige Schlangen und Insekten sind gar nicht anzutreffen. An Fischen ist Ueberfluß und Manigfaltigkeit.

Bietet gleich die Pflanzenwelt keine so großen Reichthümer dar, wie auf mehreren andern Inseln der Südsee, so fehlt es doch nicht an einem großen Vorrath von Pflanzen, die zur Nahrung und Erquickung dienen. Die Eingebornen leben hauptsächlich von den Wurzeln des eßbaren Aron (Arum esculentum), den sie Taro nennen, so wie von süßen Kartoffeln (Convolvulus batatas), die sie Uära nennen, und dem Yams. Die einheimischen Früchte bestehen hauptsächlich im Brodfrucht-

und Kokusnußbaum, auch verschiedenartigen Gesträuchen, die eßbare Beeren liefern. Orangen, Limonen, Citronen, Wassermelonen &c. &c. sind eingeführt worden und gedeihen, eben so die meisten Gattungen europäischer Gartengemüse; auch das Zuckerrohr erreicht eine ansehnliche Größe, obgleich sein Anbau bis jetzt vernachläßigt wurde. Mächtige Strecken fruchtbaren Landes liegen auf diesen Inseln unangebaut da, und der Caffeebaum, das Zuckerrohr, Flachs und Hanf können im reichsten Ueberflusse erzeugt werden, so bald das Christenthum die Einwohner zum Fleiß und zur Thätigkeit erzogen haben wird.

Die geographische Lage der Sandwichs-Inseln ist für den Handelsverkehr von großer Wichtigkeit. Im Norden derselben befinden sich die russischen Niederlassungen auf Kamtschaka und den benachbarten Küsten-Ländern; im Nord-Westen sind die Japanischen Inseln; westlich die Marianen, Philippinen u. s. w., und die Grenz-Länder von China, und im Osten liegen die Küsten von Californien und Mexico. Sie werden eben darum von den Schiffen, die nach dem Norden ziehen, fleißig besucht. Die Unabhängigkeit der südamerikanischen Staaten erhöht ihre Wichtigkeit, da sie den Verkehr derselben mit China und Ostindien vermitteln.

Auf diesen Inseln hat sich nun seit sechs Jahren eine Anzahl von Boten Christi angesiedelt, und ihre ersten Arbeiten bestanden in Errichtung von Elementar-Schulen, Bearbeitung der Volks-Sprache, und Herbeyschaffung der erforderlichen Unterrichts-Mittel für die christliche Erziehung dieser Insulaner. Nach diesen ersten Einleitungen konnte auf Anlegung von Missions-Posten auf verschiedenen Punkten dieser Inseln Bedacht genommen werden, wozu die Untersuchungsreise auf Hawaji, die jetzt kürzlich erzählt werden soll, unter dem Beystand des HErrn den Grund gelegt hat.

II. Abschnitt.

II. Abschnitt.

Reise der Missionarien im Distrikte Kairua; Naturscenen; der Berg Huararai.

Nachdem Taumuarii, der freundliche König von Tauai, den Missionarien zum Antritt ihrer Reise auf Hawaji (Owyhi) eine Ueberfahrt auf einem seiner Schiffe angeboten hatte, machten sich unsere Brüder Thurston, Bishop und Goodrich am 24. Juny 1823 auf den Weg, denen ich (William Ellis, der Erzähler dieser Reise) ein Paar Tage darauf nachfolgte. Am 26sten lief nach einer schnellen und glücklichen Ueberfahrt das Schiff in der Kairua-Bay ein, wo sie vom königlichen Statthalter, Kuakini, (gewöhnlich John Adams genannt) aufs freundlichste empfangen und beherbergt wurden. Während ihres Aufenthaltes zu Kairua mußten sie gewöhnlich mit ihm speisen, und nach dem Essen wurde immer mit ihm und seiner Familie eine Haus-Andacht gehalten; meist waren verschiedene Häuptlinge unsere Mitgäste, die während des Essens ungemein gesprächsam waren.

Kairua ist ein gesunder, wohlbevölkerter Platz; aber es fehlt ihm an frischem Wasser, das mehrere Stunden weit von den Bergen her geholt werden muß. Für die Anlegung einer Missions-Stelle an diesem wichtigen Orte war dieß das erste natürliche Bedürfniß, und es wurde daher von unsern Brüdern alsobald Anstalt gemacht, in der Nähe der Stadt Wasser zu finden und einen Brunnen zu graben.

Die ganze Landschaft umher ist sichtbarlich vulkanischen Ursprungs, und überall entdeckt das Auge Lava-Vertiefungen und unterirdische Gewölbe, die ein brennender Lava-Strom gebildet hat. Besonders merkwürdig ist die berühmte Höhle Raniakea in der Nachbarschaft, die in weitgesprengten Lava-Bögen ruht, und in der wir mit vielen Fackeln in einem unterirdischen Gewölbe gegen 1200 Schritte weit vorwärts zogen. Nicht weniger merkwürdig ist auf

der östlichen Seite der Bay ein mehrere Stunden langer Vorsprung des Landes, der sich ins Meer hinaus zieht. Dieser rührt augenscheinlich von einer furchtbaren Ausleerung des nicht weit entfernten Berges Huararai, der das ganze Land umher, bis tief ins Meer hinein, mit einem brennenden Lavastrom übergoß. Ein Engländer, der 38 Jahre auf diesen Inseln lebte, und Zeuge dieses vulkanischen Ausbruches war, konnte uns das unwiderstebliche Ungestüm des Lavastromes nicht lebhaft genug schildern. Versteinerte Lava-Felsen wurden vor ihm her zersplittert, die ältesten Bäume entwurzelt, und eine neue Welt geschaffen. Zahlreiche Opfergaben wurden zu Ehren des Feuergottes und zu seiner Besänftigung in den Strom geworfen, aber alles umsonst. — Am Ende erschien der König Tamehameha, von allen seinen Häuptlingen und Priestern begleitet, und warf eine Locke seines heiligen Haares in den Strom, der sodann nach zwey Tagen versiegte. Die Götter waren befriedigt, und der König gewann unumschränkte Gewalt über die Gemüther des Volkes, das ihm seine Rettung aus den Händen der vulkanischen Götter zu verdanken glaubte.

Den 29sten feyerten die Missionarien den Sonntag zu Kairua, unter sehr hoffnungsvollen Vorbedeutungen. Vor großen Volksmengen predigte Missionar Thurston im Hause des königlichen Statthalters in der Landes-Sprache. Unser fromme Hopu, der in der Missions-Schule zu Kornwall erzogen worden war, begleitete an demselben Tage den Missionar Bishop 15 Meilen weit nach Kaawaroa, wo der Häuptling des Ortes, Kamakau, der schon seit einiger Zeit zur Verehrung Jehovahs ein Bethhaus errichtet hat, sie mit der herzlichsten Freude empfing. Dieser Häuptling ist einer der ausgezeichnesten Männer der Sandwichs-Inseln, und der erste Sprecher in den Volksversammlungen. Sein ganzes Benehmen ist edel und anziehend, und er ist verständiger und unternehmender als seine Umgebung um ihn her. Schon seit einiger Zeit hält er Familien-Andacht im Hause, und hat in

seinem ganzen Distrikte die Sonntags-Feyer eingeführt. Das Volk sammelt sich an den Sonntagen um ihn her, wo er nach einem herzlichen Gebeth eine Stelle aus dem Worte Gottes ihnen dollmetscht, und, so weit seine fromme Erkenntniß reicht, erklärt. Der Mann ist ein augenscheinliches Wunder der Gnade Christi, und ein gesegnetes Werkzeug des guten Werkes, das der HErr auf diesen Inseln beginnt. Besonders rührend sind die Hausandachten, die er mit seinen Hausgenossen und einigen Nachbarn hält. Ein Lied in der Landes-Sprache wird gesungen, und Kamakau fällt mit den Seinigen sodann auf die Knie nieder, und bethet mit der einfältigsten Herzlichkeit. Unsere Brüder hörten ihn bey einem solchen Anlasse bethen für die Könige, die Häuptlinge und das Volk der Inseln, und für die Missionarien, die ihnen das gute Wort des Heiles gebracht haben. Er drückte ein sehnliches Verlangen aus, daß ein Missionar in seiner Nähe sich niederlassen, und seine Leute im Worte Gottes unterrichten möchte; sein Verlangen ist indeß dadurch befriedigt worden, daß bald nach unserer Reise ein Missions-Posten auf dieser Stelle aufgerichtet wurde. Dieser Häuptling ist etwa 50 Jahre alt, und er äußert bey jedem Anlasse sich wehmüthig darüber, daß er so spät erst zur Erkenntniß der Wahrheit gekommen sey.

Das hohe vulkanische Gebirg Huararai, das in der Nähe von Kairua liegt, veranlaßte unsere Reisenden zu dem Versuch, seinen Gipfel zu besteigen. Am 9ten verließen sie deßhalb Kairua in der Begleitung von 3 Eingebornen, die ihnen als Führer dienten. Nachdem sie in nördlicher Richtung etwa 12 englische Meilen zurückgelegt hatten, kamen sie bey der letzten Hütte des Berges an, und da ihre Führer sich weigerten, weiter zu gehen, so setzten sie auf einem schwierigen Pfade über verhärtete Lavaströme und gefährliche Klippen und Sprünge noch 6 Meilen weiter ihr Hinaufsteigen fort, bis sie endlich ermüdet aus Baumzweigen einige Nachthütten aufrichteten, und an einem großen Feuer ihre vom Regen

naßgewordenen Kleider trockneten, und sodann dem Schutz des HErrn zur Nachtruhe sich empfahlen. Der Thermometer, der am Meeresufer auf 84° stand, war an dieser Bergstelle, wo sie schliefen, auf 60° herabgesunken. Nach einer erquickenden Nachtruhe setzten sie am folgenden Morgen, bey einem Thermometerstande von 46°, ihren schwierigen Weg weiter fort, und gelangten nach einigen Stunden zu einem grossen ausgeloschten Krater, der etwa eine halbe Stunde im Umfang hatte, und dem Anscheine nach 400 Fuß tief war. Nicht weit von ihnen war ein Zweyter von etwa 56 Fuß im Umfang, aus dem machtige Wolken von Schwefelrauch unaufhörlich empor stiegen. Noch befanden sich mehrere kleinere Feuerschlünde in der Nähe, von denen aus nach allen Richtungen hin ungeheure Lavamassen nach den Thälern ausgegossen worden sind. Mehrere dieser Feuerschlünde scheinen seit 200 Jahren zu ruhen, da ansehnliche Bäume um sie herum aufgewachsen sind. Das Ganze bot einen imposanten Anblick dar; und als nach einer zweyten Nacht, die sie in dicken Nebelwolken und empfindlicher Kälte auf dieser bedeutenden Anhöhe zubrachten, am Morgen der erste Sonnenstrahl durch die Wolken brach, so lag zu ihren Füßen der unermeßliche Ozean vor ihren Augen da, der in der Verbindung mit dem Vulkan ein Naturgemälde bildete, das ihr Inneres ergriff. Der folgende Tag führte sie wieder glücklich nach Kairua zurück, wo sie in dem Hause des Gouverneurs von der ermüdenden Anstrengung dieses Ausfluges sich erholten. —

III. Abschnitt.

Reise nach der Insel Maui, und Rückkehr nach Kairua.

Den 6. July machte sich die ganze Gesellschaft, in Begleitung mehrerer angesehener Häuptlinge, auf den Weg, um nach der Insel Maui hinüber zu segeln, und dort am Hauptorte Lahaina die nöthige Rücksprache mit der

königlichen Familie und den bedeutendsten Staatsmännern der Insel zu nehmen. Der Anblick von Lahaina ist vom Meere aus ausnehmend schön. Ein weiter Sandbank erstreckt sich längs dem Meeresufer hinab, der mit schattigten Bäumen aller Art überdeckt ist, unter denen die Wohnungen der Eingebornen sich auf eine große Weite am Ufer hin ausdehnen. Etwa 3 Meilen weit bildet der Distrikt einen herrlichen Garten, der mit Taro, Erdäpfeln, Yams, Zuckerrohr ꝛc. ꝛc. angepflanzt ist. Da und dort blickt unter einem schattenreichen Brodfruchtbaum eine niedliche Hütte der Eingebornen hervor, und die bis zum obersten Gipfel mit lieblichem Grün überwachsenen Berge bilden einen ungemein freundlichen Hintergrund. Wir wurden vom Statthalter des Ortes Keoua, so wie von unserm theuren Mitbruder Stewart, aufs freundlichste empfangen, und bald darauf in das Zelt des Königes Rihoriho geführt, der sich liebreich und lernbegierig mit uns unterhielt. Nach diesem Besuche machten wir der Königinn Mutter, Keopuolani, unsere Aufwartung. Sie sowohl, als die anwesenden Häuptlinge, schienen über die Nachrichten, die wir ihnen mitzutheilen hatten, ungemein vergnügt zu seyn, und sie wünschte angelegentlich, daß das ganze Volk zu Lahaina den Segnungen des christlichen Unterrichtes bald theilhaftig werden möge. Taua, der National-Gehülfe von Huaheine, arbeitet emsiglich unter der Dienerschaft der Königinn, und hat viele Schüler um sich her gesammelt, die lesen und schreiben lernen.

Am folgenden Morgen gingen wir bey Sonnenaufgang zur Wohnung der Königinn Mutter, um die Morgenandacht daselbst zu halten, welcher etwa 50 Eingeborne beywohnten. Nachmittags begleitete ich die Missionarien in die verschiedenen Schulen, die auf dem Meeresufer gehalten werden. Es ist erfreulich, die Fortschritte im Lesen und Schreiben wahrzunehmen, welche von den Kindern gemacht werden. Abends kam eine ansehnliche Versammlung zusammen, an die ich eine Ansprache hielt über die

Worte des Apostels, Ap. Gesch. 17, 30: „Gott hat die Zeiten der Unwissenheit übersehen, aber nun befiehlt Er allen Menschen an allen Orten Buße zu thun.“ Die Leute horchten mit großer Aufmerksamkeit zu, und kehrten stille zu ihren Hütten zurück.

Auf unserm Heimwege zog ein lautes Jammergeschrey unsere Aufmerksamkeit an sich; wir horchten ein Paar Augenblicke, und bemerkten, daß es von einer niedrigen Hütte herkam, die unter dem Zuckerrohr ganz versteckt war. Als wir zur Hütte kamen, wurden wir eine arme Frau und zwey ältere Männer gewahr, die neben dem Lager eines kranken Mannes weinten, der seinem Ende nahe zu seyn schien. Wir fanden ihn gänzlich unbekannt mit Gott und einem zukünftigen Leben, und sprachen mit ihm von Jehova, dem wahren Gott, von dem gefallenen Zustand des Menschen, und von der Erlösungsliebe Christi, und ermunterten ihn, sich flehend zu dem Sohne Gottes zu wenden, der Alles, was verloren ist, suchet. Der Kranke äußerte: bisher habe er nichts von allen diesen Dingen gewußt, und freue sich, so lange gelebt zu haben, daß er auch noch ein Wörtlein davon hören dürfe.

Am folgenden Tage, als am Sonntage, zog die ganze Missionsfamilie zum Meeresufer hinab, um öffentlichen Gottesdienst zu halten. Die meisten Häuptlinge und etwa 300 Insulaner versammelten sich vor der Wohnung der Königinn Keopuolani, unter dem Schatten der Bäume. Nach einem lauten Gesang und Gebeth sprach ich zu ihnen über die Worte des HErrn, Luk. 10, 23. 24.: „Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen; und hören, das ihr höret, und haben es nicht gehört.“ Nach dem Gottesdienste besuchten wir die Königinn Mutter, bey der mehrere Häuptlinge sich befanden. Sie sprach über den verstorbenen König Tamehameha, und andere ihrer Vorfahren, die als Götzendiener gestorben sind, und drückte ihr Bedauern darüber aus, daß nicht schon in ihren Tagen

das Evangelium den Sandwichs-Inseln gebracht worden sey. Aber vielleicht, setzte Keopuolani hinzu, werden sie in der zukünftigen Welt weniger Strafe leiden müßen wegen ihres Götzendienstes, als diejenigen, die zwar keine hölzerne Götzenbilder verehren, aber doch nach dem wahren Gott nichts fragen, obschon sie Ihn in unsern Tagen kennen lernen könnten.

Um 4 Uhr Nachmittags zogen wir abermals zum Meeresufer hinab, und fanden dort einige Hundert Leute unter den Bäumen versammelt, denen ich ein einfaches Wort vom unsterblichen Leben ans Herz legte, und vom künftigen Gericht, das ihre ganze Aufmerksamkeit an sich zog. Wohl waren Viele unter ihnen, die ein solches Wort zum erstenmal in ihrem Leben gehört hatten. Am Abend machte uns Taua einen Besuch, und erzählte uns viel Erfreuliches über die Unterhaltungen der Königinn Mutter mit ihm von der Liebe Gottes, der seinen eingebornen Sohn zu unserem Heil in diese Welt gesendet, und von ihrem aufrichtigen Verlangen, ein neues Herz zu erhalten, und eine wahre Nachfolgerinn des Erlösers zu werden. Er bemerkte uns dabey, daß sie oft noch am späten Abend, wenn die Häuptlinge von ihr weggegangen sind, nach ihm schicke, um mit ihr und ihrem Gemahl zu bethen, ehe sie sich zur Ruhe niederlegen. Diese Nachricht war uns Allen hocherfreulich, und bestärkte uns in der lieblichen, auf ihr demüthiges, wahrhaft christliches Betragen gegründeten Hoffnung, daß die Bekehrungs-Gnade ihr heilsames Werk in dem Herzen derselben begonnen hat.

Am 7ten Nachmittags besuchte ich die Königinn Keopuolani abermals, um mit ihr für die Aufrichtung der Missions-Gebäude, die sie versprochen hat, die nöthige Abredung zu treffen. Ihre Antwort war ungemein befriedigend, und sie sagte uns zu, daß sämmtliche Gebäude in kurzer Zeit fertig seyn sollen. Von ihr aus besuchten wir den Maaro, einen angesehenen Häuptling des großen Distriktes Wajakea, auf der Ostseite der Insel Hawaji,

der in einem Schiffe hieher gekommen war, um dem König seine Aufwartung zu machen. Er nahm uns ungemein freundlich auf, und wünschte, mit uns nach Hawaji zurückzukehren. Beym Zurückgehen trafen wir vor Keopuolani's Hause, unter dem kühlen Schatten ihrer Lieblingsbäume, eine große Volksmenge an, die zusammengekommen waren, um der monatlichen Missions-Bethstunde beyzuwohnen. Um 5 Uhr fing das Gebeth an; nach diesem sprach ich über den Auftrag des Heilandes an seine Jünger, Matth. 28, 19.: „Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker." Besonders erfreut schien die Versammlung über die Missions-Nachrichten unserer Tage, und vorzüglich über das Werk des HErrn auf den verschiedenen Südsee-Inseln, mit deren Einwohnern sie sich mehr befreundet fühlen, als mit den Völkern von Asien und Afrika. Es war ein höchst wohlthuender Anblick, so viele dieser Insulaner um uns her versammelt zu sehen, die erst noch vor kurzer Zeit im Dunkel des heidnischen Aberglaubens das elende Werk ihrer Hände göttlich verehrten, und ihre Mitgeschöpfe den Teufeln opferten, und sich jetzt mit den Christen aller Nationen brüderlich vereinigen, um für die Ausbreitung des Evangeliums Christi in der ganzen Welt zu flehen.

Am 8ten Morgens besuchte ich am Meeresufer ein großes, zweystöckiges, in vier Räume abgetheiltes, und von Ziegelsteinen aufgeführtes Haus, in welchem der verstorbene König zu wohnen pflegte, wenn er zu Lahaina sich befand. Es waren gerade viele Insulaner in der Nähe mit Holzarbeit beschäftigt. Ich setzte mich unter ihnen nieder, und fragte sie: ob sie lesen können und die Schule besuchen? Da sie mir verneinend antworteten, so ermunterte ich sie, diese Vortheile ihrer Zeit nicht zu versäumen, indem es etwas Köstliches sey, unterrichtet zu werden, und den wahren Gott und seinen Sohn Jesum Christum, als den einzigen Erlöser, kennen zu lernen. Sie äußerten: Es mag immerhin für einige gut seyn das Pallapalla (Lesen) oder das Pule (Bethen) zu treiben;

aber wir sind des Königs Knechte, und müßen sein Geschäft treiben; wenn wir unsere Zeit mit unsern Büchern zubringen, so baut kein Mensch den Boden, Niemand sorgt fürs Essen, und Keiner sucht dem König Sandel-Holz zum Räuchern. Ich fragte sie, wie viel Zeit sie denn für diese Dinge verwenden? sie sagten: sie arbeiten auf ihren Pflanzungen 3 bis 4 Tage in der Woche, von Tagesanbruch an, bis um 9 Uhr Vormittags; sodann nehme die Zubereitung der Speisen eine Stunde hinweg, und nach diesem laufen sie fort, um Sandelholz in den Wäldern zu suchen. Ich fragte sie: womit sie sich denn in der übrigen Zeit beschäftigen? Sie essen, sagten sie, ihren Poe (Brey), legen sich sodann nieder zu schlafen, oder schwatzen mit einander zu ihrem Vergnügen. Ich fragte sie darauf: ob es nicht besser wäre, einige Stunden des Tages mit dem Lernen nützlicher Dinge zuzubringen, um nicht so unwissend in dieser Welt zu bleiben, und dem Elend in der zukünftigen Welt entgegen zu laufen. Jetzt suchten sie das Gespräch dadurch abzulenken, daß sie sagten: Ihr tragt so feines Tuch an euern Kleidern, unsere Bedeckung ist grob; was für ein schönes Land muß doch das eurige seyn. Ich bemerkte ihnen, der Unterschied zwischen unserm Boden und dem ihrigen sey eben nicht so groß; aber desto größer sey der Unterschied zwischen den Einwohnern beyder Länder. Auch unsere Voreltern in Europa und Amerika seyen vor vielen Jahrhunderten Heiden gewesen, wie sie; sie haben noch viel weniger äussere Hülfsmittel gehabt, als die Sandwichs-Insulaner, sich mit den Häuten wilder Thiere bedeckt, und ihre Leiber mit Farben angestrichen; auch auf eine grausame Weise ihren Götzen Menschenopfer dargebracht; aber seitdem sie das Christenthum angenommen hätten, sey Alles unter ihnen anders und besser geworden, und so werde es ihnen auch ergehen, wenn sie dem Evangelio Christi huldigen. Mehrere gaben meiner Rede ihren Beyfall; Andere schienen mit dem Zustande der Unwissenheit gar wohl zufrieden zu seyn, und eben nicht willig, sich in ihrem Todes-Schlummer stören zu lassen.

Am 10. July machte ich mich auf den Weg, um meine Reise weiter fortzusetzen, da sich gerade eine Schiffs-Gelegenheit dazu anbot. Zuvor hatte ich noch mit Keopuolani eine interessante Unterhaltung über ihre alten Traditionen und Götterlehren, in welche die anwesenden Häuptlinge gesprächsam sich theilten. Sie sagten mir, ihre Tradition unterrichte sie, daß ihre Voreltern auf den Inseln, die sie bewohnen, zum Daseyn gekommen seyen. Es sey ihnen zuvor von den Einwohnern der Georgischen und Gesellschafts-Inseln nicht viel bekannt gewesen; der Name Tahiti werde zwar in ihren ältesten Gesängen genannt, aber vielen Inseln beygelegt. Erst seit dem Besuche des Capitains Cook seyen sie mit Borabora bekannt geworden; seit dieser Zeit haben ihre Könige bisweilen durch Schiffs-Gelegenheit sich Freundschaftszeichen gegeben, und, um ihre Freundschaft noch enger zu knüpfen, sich gegenseitig versprochen, daß der Sohn des einen die Tochter des Andern heirathen solle. Es habe nur an Schiffs-Gelegenheit gefehlt, daß dieß nicht wirklich zu Stande gekommen sey.

Nachmittags bestieg ich das Schiff unter den Segenswünschen unserer Freunde und Brüder, und wir segelten der Insel Hawaji zu, auf der wir am 12ten glücklich landeten, und zwar in der Bay Towaihae, im Distrikte Kohala, auf der nordwestlichen Seite der Insel, die uns noch gänzlich unbekannt war. Hier besuchte ich einen alten Engländer, Herrn Young, der seit 36 Jahren auf dieser Insel wohnt, und dem verstorbenen Könige nicht bloß in seinen Bürgerkriegen, sondern auch in seinem Verkehr mit Fremden, die wichtigsten Dienste geleistet hat. Er nahm mich freundlich auf, und nach dem Frühstück besuchten wir einen ehmals berühmten Götzentempel in der Nachbarschaft, Namens Bukohola. Dieser Tempel steht auf einer Anhöhe, im südlichen Theile des Distriktes, und war vor etwa 30 Jahren von dem König Tamehameha erbaut worden, als dieser gerade mit der Eroberung von Hawaji beschäftigt war. Schon hatte er die

Inseln Maui, Ranai und Morakai unterjocht, und schickte sich gerade an, die Insel Oahu anzugreifen, als in einigen Districkten auf Hawaji eine Empörung ausbrach. Er eilte herbey, machte die Rebellen nieder, erbaute dem Kriegsgott diesen Götzenhain, und schickte sich zur Unterjochung Oahu's an. Der Tempel ist 224 Fuß lang und 100 breit. Seine Mauern, die etwa 20 Fuß hoch sind, sind ziemlich gut aufgeführt. Der Altar steht gerade vor dem Eingang, und hier sind Hunderte von Menschenopfern dem Kriegsgott Tairi dargebracht worden. Schon am ersten Tage seiner Weihe fielen eilf Menschenopfer. — Gepriesen sey der Name des HErrn! Die Götzen sind gefallen, und das herrliche Evangelium des Sohnes Gottes fängt nun an, seine Sitten auf diesen Inseln auszubreiten. Nicht weit von diesem Götzenhaine entfernt, steht ein Anderer am Meeresufer, der vor wenigen Jahren noch, im eigentlichen Sinne des Wortes, mit Götzenbildern angefüllt war, und jetzt, wie der erste, verlassen ist. Bey unserer Rückkehr versammelten sich etwa 60 Insulaner, um das Wort Gottes zu hören. Ich hielt eine kurze Ansprache an sie, worauf wir zum Gebeth niederknieten, um den Namen unseres Gottes, der ihnen bis jetzt ein unbekannter Name war, zu preisen.

Unser Schiff war indeß wieder segelfertig geworden, und wir gingen am 13. July an Bord, um nach Kairua zurückzusegeln, das etwa 30 englische Meilen von Towaihae entfernt ist. Nachmittags predigte ich auf dem Schiffe einer Versammlung von etwa 150 Insulanern, die mit uns am Bord waren. Eine Windstille hielt das Schiff mehrere Meilen vom Meeresufer an dieselbe Stelle angeheftet, und es gelang uns erst am 14ten Morgens, die Ufer von Kairua zu erreichen, wo ich im Hause des freundlichen Gouverneurs Kuakini unsere sämmtlichen Missionsbrüder wieder versammelt fand, die nach verschiedenen kleinen Wanderungen in der Nachbarschaft, um die nöthigen Anstalten zur Anlegung einer Central-Missions-Stelle zu Kairua zu treffen, zu einer gemeinschaftlichen

Reise durch die ganze Insel sich indeß vorbereitet hatten, an deren Gesellschaft ich (Ellis) mich nun mit Freuden anschloß.

IV. Abschnitt.

Abreise von Kairua.

Interessante Natur-Scenen. Nachricht von der Ermordung des Capitains Cook. Ermunternde Aussichten der Missionsarbeit.

Den 15. July. Unsere ganze Reisegesellschaft war jetzt an der Stelle vereinigt, von welcher aus wir unsere Wanderungen durch die Insel zu machen beschlossen hatten, und wir waren auch über die Art und Weise eins geworden, wie unsere Zeit am beßten benützt, und der Zweck unserer Untersuchungsreise am sichersten erreicht werden dürfte. Um eine gründliche Bekanntschaft mit der Lage des Volkes und ihrer Bereitwilligkeit zu gewinnen, das Evangelium Christi aufzunehmen, beschlossen wir, von Kairua aus, längs dem westlichen Meerufer hin, durch die verschiedenen Dörfer der Eingebornen zu Fuße zu wandern, und den Weg um die südliche Spitze der Insel herum, bis zu der Gegend hin zu machen, von wo aus ein Pfad nach dem berühmten Vulkan Mouna-Roa führt, der etwa 10 Stunden landeinwärts liegt, und den wir, als ausgezeichnete Naturmerkwürdigkeit, gerne genauer untersuchen wollten. Von diesem Vulkane aus gedachten wir, entweder längs der Meeresküste hin durch den Distrikt Puna zu reisen, oder durch das Innere der Insel, bis zum Distrikte Hiro, zu ziehen, je nachdem die Umstände es thunlich machten. Von dem Hafen Wajakea, im Distrikte Hiro, aus, nahmen wir uns vor, so weit die östlichen Ufer der Insel zu durchziehen, bis ein Theil von uns nach den Gebirgen von Kohala, auf den nördlichen Ufern, seine Richtung durch das Innere der Insel nehmen könnte, während die Uebrigen sich entschlossen,

am Meeresufer hin, um die nördliche Spitze der Insel herumzuziehen, und sich mit ihren Reisegefährten zu Towaihae wieder zu vereinigen, von wo aus ein jeglicher von uns im Namen des HErrn nach seinem angewiesenen Missionsposten wieder zurückzukehren beschloß.

Da wir zu einer solchen Reise vor Allem die Beyhülfe des Gouverneurs nöthig hatten, so machten ihm einige von uns unsere Aufwartung, um ihn um ein Canoe zum Transport unserer Effekten, und um einen geschickten Führer auf der Reise anzusprechen, der mit dem Wege wohl bekannt war. Er sagte uns Beydes mit Freuden zu, und empfahl uns, einen Vorrath kleinerer Waaren mit uns zu nehmen, um an jeder Stelle die erforderlichen Lebensmittel gegen dieselben einzutauschen.

Der Führer Macoa, den er uns auf den Weg mitgab, war viele Jahre lang königlicher Bote gewesen, und hatte oftmals die Insel nach allen Richtungen durchstreift. Er war ein kleiner Mann von auffallendem Aussehen, und zwischen 40 und 50 Jahre alt. Eine dicke Locke schwarzen, gekräuselten Haares beschattete seine gefurchte Stirne, und zwey Andere hiengen über seine Ohren herab, während der ganze Schädel von Haaren entblößt war. Seine kleinen schwarzen Augen waren mit Halbzirkeln tattowirt, und mit unvertilgbaren Stichen auf seiner Stirne, an seinen Augenwinkeln, an seinen beyden Nasenlöchern, so wie an den beyden Winkeln seines großen Mundes, zu jeder Seite das deutliche Bild einer Ziege eingeäzt, welche an diesen Stellen wie zur Wache standen. Ein langer, in schöne Locken gelegter Kinnbart, der, in einen Zopf gewunden, mit einem Knopf sich endigte, hieng über seine Brust herab. Ein leichter Schaal von Leinwand war sorglos über seine Schulter hingeworfen, während er am ganzen Körper nakt war, und ein großes Blatt des Kokusnußbaumes in der Hand diente ihm als Fächer, um die Fliegen von seinem Körper, oder die lästigen Knaben von sich wegzujagen, wenn sie ihm zu zahlreich nachliefen.

Mit diesem Führer verließen wir am 18. July Kairua, und durchzogen die vielen Dörfer, die in südlicher Richtung hinab über das Meeresufer hin dicht ausgesäet sind. Das Land umher bot, wegen der häufigen Regen, welche seit ein Paar Monaten auf dieser Küste gefallen sind, einen hochgrünen, lebensfrischen Anblick dar. Selbst die todte Lava, über die wir hinzogen, schien ihre Unfruchtbarkeit unter häufigen Anflügen hochgewachsenen Grases, schönen Feldblumen und wuchernden Gesträuchen zu verbergen. Die Seiten der Hügel, die in beträchtlichem Umfang zu Gärten und Fruchtfeldern angelegt sind, und meist Kartoffeln tragen, sahen ungemein freundlich aus. Die große Anzahl von Götzenhainen und Todten-Behältern, an denen wir vorüberzogen, bewies uns, daß dieser Theil der Insel in früherer Zeit ausnehmend bevölkert gewesen seyn muß. Diese Götzentempel waren aus großen Lavastücken aufgebaut; gemeiniglich etwa 8 Fuß lang, 4 bis 6 breit, und 4 hoch. Mehrere derselben schienen sehr alt zu seyn; Andere hatten sichtbarlich nur erst ein Paar Jahre gestanden.

Zu Ruapua untersuchten wir einen ansehnlichen Heiau (Götzentempel), der von ungeheuern Lavablöcken aufgebaut ist, und 150 Fuß in die Länge und 70 in die Breite hatte. Nur ein enger Zugang führte uns in das Innere. Wir sahen die Stellen, wo die ungeheuern Götzenbilder ehmals gestanden hatten, die jetzt davon geflohen sind. Um den niedergeworfenen Götzen-Altar lagen Haufen menschlicher Gebeine umher, die hier geopfert worden sind. Hier war der Sitz von 4 großen Göttern, einer von Stein, zwey von Holz, und einer von rothen Federn zusammengesetzt. Einer derselben ist nach England ins Missions-Museum gewandert, wo er jetzt seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat. Schon ihre Namen tönten groß und vornehm. Der Eine derselben hieß Kane-Nujakea (der weithin sich ausbreitende Kane), der von Tauai hergebracht worden ist. Ein Anderer hatte den Namen Kane-Ruru-honua (der erderschütternde Kane). Alle diese Götzen sind jetzt ins Nichts zurückgesunken.

Von hier zogen wir weiter, und trafen von einer Stelle zur Andern am Seeufer hin verlassene Götzentempel an, die den Meeres-Göttern geweiht waren, und den Beruf hatten, die verschiedenen Fischgattungen zu den Ufern von Hawaji herbeyzulocken; darum wurde auch zu jeder Jahreszeit den hier wohnenden Götzen immer der erste Fisch zum Opfer dargebracht, der gefangen wurde. Um 2 Uhr Nachmittags kamen wir nach Horuaroa, einem großen, volkreichen Distrikte. Hier trafen wir die Gemahlinn des Gouverneurs Keowa an, die hieher gekommen war, um für ihre Weberey eine Art von Garn, Wauti, hier einzusammeln. Nahe bey dem Dorfe befindet sich ein prächtiger Götzen-Tempel, der 270 Fuß in der Länge hat, und mit starken Mauern aufgebaut ist; auch hier sind die Götzen ausgezogen. Unser Weg führte uns nun durch angenehme Gegenden dieses Distriktes, welche dicht bevölkert, und von einer Menge Kau-Bäume beschattet sind. Ermüdet von der Reise, ließen wir uns in einem großen Heiau nieder, der mehr als 200 Fuß ins Gevierte hatte. Nicht weit davon war ein Anderer, in dem noch ein verstümmelter Götze anzutreffen war. Die Einwohner sagten uns, dieser Götze sey sehr furchtbar gewesen, und seye oft in der Gestalt einer Flamme, oder gleich dem Schwanze eines Kometen, in der Nachbarschaft umhergeflogen. Wir bemerkten ihnen, diese Erscheinungen seyen auch bey uns nichts Seltenes, sie kommen von natürlichen Ursachen her, und man nenne sie Irrlichter. Auch auf den Gesellschafts-Inseln habe man diese feurige Erscheinung ehmals für einen Gott gehalten, der von einem Tempel zum Andern ziehe, und man habe sich ungemein gefürchtet, wenn so etwas geschehen sey; aber jetzt, seitdem sie eines Bessern belehrt worden seyen, schämen sie sich darüber, daß sie einer so kindischen Furcht sich hingeben konnten. Wir fragten sie: ob denn diese Licht-Erscheinungen jetzt nicht mehr sichtbar seyen, da doch der Götze ohnmächtig zu Boden liege? Nein, sagten sie, jetzt sehen wir nichts weiter, seitdem der Götzendienst unter uns abgeschafft ist.

Von hier zogen wir nach Pahuhu, wo wir in einem Hause einkehrten, in welchem gerade mehrere Insulaner damit beschäftigt waren, ein Kanoe zu bauen. Wir fragten sie, ob sie gerne etwas von dem wahren Gott und dem Weg des Heiles hören möchten? und da sie es bejahten, legte ich ihnen in einer kurzen Ansprache die ersten Grundbegriffe des Evangeliums auseinander; sie setzten sich alsobald nieder, als ich zu reden anfing, und hörten stille zu.

Nun führte uns der Weg am Meeresufer hin nach Kahalu, wo wir in einer Hütte am Wege einkehrten. Kaum hatten wir uns niedergesetzt, so drang ein Jammer-Geschrey zu unsern Ohren. Wir fragten nach der Ursache, und vernahmen, daß ein Kranker in der Nachbarschaft so eben gestorben sey. Wo ist wohl seine Seele hingegangen? fragten wir die Leute. Das wissen wir nicht, antworteten sie; aber das wissen wir, daß sie nicht mehr zurück kommt. Nun sprach ich mit ihnen von der Unsterblichkeit der Seele, der Auferstehung des Leibes, dem kommenden Gerichte, so wie von der Liebe Christi, der Leben und Unsterblichkeit ans Licht gebracht habe durch sein Evangelium. Sie horchten Alle aufmerksam zu, und sprachen mit einander über diese neue Botschaft; und nachdem wir uns von der Ermüdung erholt hatten, setzten wir unsern Weg nach dem schönen Keauhou weiter fort, das etwa 135 Häuser hat, und 8 englische Meilen von Kairua liegt. Hier wollten wir die Nacht zubringen, und darum sammelten sich etwa 150 Leute aus der Nachbarschaft um unsere Hütte herum, um das Wort von uns zu hören. Nach Gesang und Gebeth hielt Bruder Thurston eine Anrede an sie, der sie mit der größten Aufmerksamkeit zuhörten; und ungeachtet wir nach derselben noch lange mit ihnen sprachen, so wollten sie doch damit nicht genug haben, vielmehr kamen immer neue Haufen herbey, die uns bis tief in die Nacht hinein beschäftigten.

Von

Von Kairua an bis hieher zählten wir auf einem Wege von drey Stunden 610 Hütten, und wohl mögen wenigstens 100 Andere auf der Seite der Hügel in den Pflanzungen liegen, die wir nicht gesehen haben. Rechnen wir auf eine Hütte fünf Menschen, so besteht die Bevölkerung dieser Strecke, die wir heute durchwandert haben, in 3550 Seelen. Wir kamen an nicht weniger als 19 Götzentempeln vorbey, die wir zum Theil sorgfältig untersucht haben. Hier legten wir uns nun auf den Boden einer Wohnung zum Ausruhen nieder, und dankten dem HErrn, der uns glücklich hieher gebracht hat.

Kaum graute der Morgen, so standen schon wieder Schaaren der Eingebornen vor unserer Hütte, die in der Stille herbey gekommen waren, um das Wort Gottes noch einmal zu hören. Ich legte ihnen nun einen Spruch der Bibel aus, und bethete mit ihnen; und lernbegierig machten sie noch mehrere Stunden lang Fragen auf Fragen, bis wir unsere Abreise antraten. Bruder Harwood ging zu Wasser, wir Andere zogen zu Fuß über ungeheure Lavastrecken, die in wilder Verwirrung zerbrochen unter unserm Fuße lagen, und unsere Füße sehr ermüdeten, zwey englische Meilen weiter fort, bis wir an die Stelle kamen, wo im Herbst 1819 das entscheidende Treffen zwischen den Truppen des Königs Rehoreho und der Gegenpartie seines Vetters geliefert wurde, welche in demselben gänzlich geschlagen, und eben damit der Widerstand der heidnischen Partie gegen die christliche vernichtet worden war.

Selbst der Anführer der Insurgenten blieb auf dem Platz, und neben ihm fiel seine Gemahlinn im Treffen todt zur Erde nieder. Die Ueberwundenen wurden aufs menschenfreundlichste behandelt, und gerade die Milde, mit welcher die königliche Partie gegen sie verfuhr, ließ sie am deutlichsten wahrnehmen, wie wohlthätig sich das Christenthum auch in Hinsicht auf das Schicksal der Gefangenen erweise. — Die Abschaffung des Götzendienstes auch unter diesen heidnischen Haufen war die nächste Folge

dieses errungenen Sieges, und Rehoreho war von nun an unumschränkter König aller Sandwichs-Inseln. Möge seine Herrschaft das gesegnete Mittel werden, an der Stelle des Heidenthums das Panier des Gekreuzigten überall auf denselben aufzurichten.

Wir verließen Tuamn, und zogen nach dem Dorfe Honuacno weiter fort, wo wir durstig und ermüdet unter einem Schattenbaum uns niedersetzten, und einige vorübergehende Dorfbewohner um einen Trunk Wassers baten. Kaum waren wir einige Minuten umhergelagert, so kamen etwa 150 Insulaner herbey, die hören wollten, was wir ihnen zu sagen hatten; alsobald setzten sie sich nieder; wir sangen ein Lied, betheten, und ich hielt eine Ansprache an sie, worin ich ihnen die ersten Grundwahrheiten des Christenthums in ihrer größten Einfachheit ans Herz legte. Sie schienen Alle sehr vergnügt darüber zu seyn, und äußerten, sie hätten finstere Herzen, aber es würde sie freuen, wenn Jemand käme, der sie mit dem Licht bekannt machte. Nachdem wir einen rauhen, beschwerlichen Weg zurückgelegt hatten, erreichten wir Nachmittags 2 Uhr das ansehnliche Dorf Kaawaroa. Der Häuptling daselbst, Kamakau, nahm uns aufs freundlichste auf, breitete in seiner Wohnung eine Matte zum Sitzen für uns aus, ließ uns einen Krug frischen Wassers bringen, was ein großer Luxus auf dieser Seite der Insel ist, und eine Ziege schlachten, um uns gastfreundlich zu bewirthen. Dieser liebe Mann ist noch eben so eifrig im Streben nach der Erkenntniß der Wahrheit, und noch eben so verlangend nach dem Heil seiner eigenen Seele und Errettung seines Volkes, wie wir ihn schon bey unserm frühern Besuch kennen gelernt haben. Mehrere andere Häuptlinge aus dem Süden der Insel waren gerade auf Besuch bey ihm, und mit diesen sprach er nun über die Religion mit einer Verständigkeit und mit einem Ernste, welcher uns in Verwunderung setzte. — An dieser Stelle ist Capitain Cook gefallen, und noch leben viele Einwohner, welche bey diesem Gefechte zugegen waren, und uns den Hergang

der Dinge ausführlich erzählten. Sie erklärten Alle, Cooks Benehmen seye völlig tadellos gewesen, indem ihre Leute ihm sein Brod gestohlen hätten, und er nun, um desselben wieder habhaft zu werden, den König als Geissel auf sein Schiff nehmen wollte. Auf dieses hin seyen die Insulaner mit Steinen und Speeren bewaffnet herbeygelaufen, um ihren König zu retten. Cook seye unter dem heftigen Gewirre hervorgetreten, um mit den Leuten zu reden; als rücklings ein Insulaner ihn mit einem Speer zu Boden stieß. Noch äußern sich die Leute sehr reumüthig über diese That, und das Andenken dieses würdigen Capitains wurde bey ihnen in so hohen Ehren gehalten, daß sie ihn in die Reihe ihrer Götter versetzten. Veranlassung hiezu gab folgender Umstand: In den alten Zeiten lebte auf der Insel Hawaji ein König, Namens Krono, der die Insel mächtiglich regierte. Dieser wurde, so erzählt die alte Sage, wegen gewisser Ursachen über seine Gemahlinn so erbittert, daß er sie mit einer Keule ermordete. Aber diese Frevelthat versetzte den König in so große Betrübniß, daß er den Verstand verlor, und als ein Rasender auf der Insel umher zog, und sich mit Jedem schlug, der ihm in den Weg lief. Nachher setzte er sich auf ein Boot, und schiffte nach einem fremden Lande. Nach seiner Abreise wurde er von den Insulanern als ein Gott verehrt, und jährliche Kampfspiele zu seinem Andenken gehalten. Kaum war Capitain Cook auf der Insel angekommen, so lief die Sage umher, der Gott Krono sey wieder zurückgekehrt. Dieser Glaube verbreitete sich wirklich allgemein nach dem Tode des Capitains, und darum wurden seine Gebeine sorgfältig gesammelt, von den Priestern auf der Insel umher getragen, und sodann in einem geflochtenen Korb, mit rothen Federn bedeckt, in einem Götzentempel aufbewahrt.

Wir brachten den Sonntag, den 20. July, in dem Dorfe Kaawaroa zu, das einen weiten Wirkungskreis den Herolden Christi darbietet, indem die Insulaner dieses Distriktes eine ausgezeichnete Begierde kund thun, die

unerforschlichen Reichthümer Christi kennen zu lernen. Das Dorf selbst streckt sich am nördlichen Ufer der Bay auf eine weite Strecke hin. Auch das südliche Ufer derselben ist mit Dörfern besetzt, die reichlich bevölkert sind, um den zahlreichen Volkshaufen die frohe Botschaft vom Heile Gottes zu verkündigen. Der fromme Häuptling Kamakau machte sichs zur besondern Angelegenheit, die Leute seines großen Dorfes zu ermahnen, diese Gelegenheit weise zu benützen, und die guten Lehren tief ins Herz zu nehmen. Den ganzen Tag stellte er sich bald zu dieser, bald zu jener Gruppe hin, erklärte ihnen das gehörte Wort, beantwortete ihre Fragen, und sprach den Leuten liebreich zu, ihr Herz der aufgehenden Wahrheit zu öffnen. Zu gleicher Zeit wanderten die beyden Missionarien Ellis und Bishop auf dem südlichen Ufer der Bay durch drey ansehnliche Dörfer, wo sich immer 2 — 300 Insulaner zum aufmerksamen Anhören des Wortes Gottes einfanden. Nach der Predigt drängten sich die Leute herbey, um über das, was sie im Vortrag nicht verstanden hatten, lernbegierige Fragen zu machen. Ein Mann stand in einer dieser Versammlungen auf, und rief laut: Ich verlange den Jehova, den guten HErrn, zu meinem Gott; aber es ist Keiner unter uns, der uns etwas von Ihm sagen kann. In dem dritten Dorfe mußte Missionar Ellis, nachdem er seine Ansprache an das Volk vollendet hatte, alsobald das Versprechen thun, nach kurzer Erholung noch eine zweyte Ansprache zu halten, weil sich während des ersten Gottesdienstes große Schaaren von Insulanern eingefunden hatten, die auch noch etwas vom Worte Gottes hören wollten. Als auch dieser Gottesdienst vollendet war, so hielt nun der Häuptling eine Anrede an das Volk, und ermahnte sie, den Jehova zu ihrem Gott zu erwählen, zu Ihm zu bethen, und den Sonntag zu feyern, was er mit seinem Hause zu thun fest entschlossen sey. Zwey große Haufen der Tii-Wurzel (eine Art Dracæna, eine süße Wurzel, aus welcher die Insulaner ein berauschendes Getränk verfertigen), so wie einige große Gefäße

Zuckersaft, wurden alsobald zu Grund gerichtet, nachdem einige Bemerkungen über das Laster der Trunkenheit gemacht worden waren.

Sie brachten in dem Dorfe Keei die Nacht zu, wo ihnen die Einwohner, so gut sie es vermochten, ein Nachtlager zubereitet hatten, indem sie den Boden mit Kokus-Nußblättern bedeckten, und eine reinliche Matte darüber ausbreiteten. Der freundliche Gastwirth wollte noch ein Schwein zum Nachtessen schlachten lassen, und sie hatten Mühe, ihn davon abzubringen. Mit frohen Aussichten für die Einführung der Sache Christi unter diesem Volke, legten sie sich zur Ruhe nieder, und dankten dem HErrn, der sie in diese Ernte senden wollte.

V. Abschnitt.

Begräbniß-Platz der alten Könige. Eine Freystätte für Verbrecher. Fortsetzung der Reise nach dem Süden der Insel.

Kaum hatten sich die Missionarien am 21. July wieder zu Kaawaroa gesammelt, so überfiel den Missionar Ellis eine Unpäßlichkeit, die anfänglich bedenklich zu werden drohte, von der er jedoch nach wenigen Tagen sich wieder erholte. Die Reise wurde demnach heute nur bis zu dem Dorfe Honaunau fortgesetzt, das 147 Häuser in sich faßt. Da Bruder Ellis einen Rasttag bedurfte, so machten am 22sten die Missionarien Thurston und Goodrich einen kleinen Ausflug landeinwärts, und fanden, daß mehrere Meilen weit die Felder fleißig angebaut waren. Große Wälder des nützlichen Brodfruchtbaumes bedeckten da und dort den Boden, und unter ihnen war auf eine Strecke von vier Meilen landeinwärts zerstreut umher eine Hütte der Eingebornen um die Andere aufgerichtet, deren Bewohner einen Ueberfluß von Lebensmitteln zu besitzen scheinen.

Dieses Dorf war in früherer Zeit eine berühmte Stelle, indem viele Jahre hindurch die alten Könige von Hawaji hier residirten. Die Denkmale des frühern Götzendienstes, die hier häufig angetroffen werden, wurden aus Ursachen, die uns unbekannt sind, von dem allgemeinen Untergang der Götzentempel, der im Jahr 1819 Statt fand, als die einzigen Erinnerungszeichen ihrer alten Thorheit, aufbewahrt. Was hauptsächlich hier unsere Aufmerksamkeit an sich zog, war das Todten-Haus der alten Könige, in welchem seit acht Generationen die Gebeine derselben aufbewahrt wurden. Es ist ein festes Gebäude, 24 Fuß lang und 16 breit, das auf einem Lavabeete ruht, welches weit in das Meer hinaus läuft. Keave ist der älteste dieser Könige, deren Gebeine hier ruhen, und darum wird dieses Gebäude das Haus des Keave genannt. *) Es ist mit starken Pallisaden eingemacht, und eine große Schaar roh in Holz ausgeschnitzter Götzenbilder steht zur Bewachung dieses Todtenhauses aufgerichtet umher, von denen einige 8—10 Fuß hoch sind. Ehmals waren diese Bilder gekleidet, aber jetzt hängen sie in häßlicher Gestalt umher. Wir versuchten, in das Innere des Hauses hineinzutreten, allein man sagte uns, es sey Tabu-Koa (streng verboten), und nur ein königlicher Befehl könne dieß gestatten. Wir konnten indeß durch die Thüre hineinblicken, und sahen im innern Gemach eine Anzahl geschnitzter Holzbilder mit weit aufgesperrtem Mund, mit einer Reihe Hayfisch-Zähne, glänzenden Augen von Perlenmuscheln, und mit rothen Federn geziert. Auch lagen Haufen von Menschen-Gebeinen umher, und eine Anzahl Kleidungsstücke, welche die Verstorbenen vermuthlich getragen hatten.

Nicht weit von dieser Todtenwohnung fanden wir einen Pahu-tabu (heiligen, mit einer Mauer umschlossenen Platz) von beträchtlichem Umfang, und unser Führer sagte uns, es sey eine der Pohunuas (Freystätten) auf Hawaji, von denen wir oft die Häuptlinge hatten sprechen hören. Es sind deren nur zwey auf der Insel, die Eine hier, und

*) Siehe die Abbildung.



Lith.ᵉ von A. Merian in Basel.



die Andere auf der nordöstlichen Seite der Insel. Diese Freystätten waren ein unverletzliches Heiligthum für flüchtige Verbrecher, die, um dem Speer der Rache zu entrinnen, hieher ihre Zuflucht zu nehmen pflegten. Zu ihnen floh der Meuchelmörder, der Dieb oder der Schuldige, der das Tabu gebrochen hatte, und woher immer ein Unglücklicher kommen mochte, so durfte er gewiß seyn, daß ihm hier die Thore geöffnet wurden, wenn ihn auch die Rache seiner Widersacher bis auf den letzten Schritt verfolgte. Wenn ein Krieg auf der Insel ausbrach, so wurden an verschiednen Seiten dieses Platzes Fahnen aufgesteckt, und der verfolgte und geschlagene Feind fand hier seine Ruhe wieder. Unter Todesstrafe, welche die Priester augenblicklich vollzogen, durfte Keiner auch nur einen Schritt über das Thor hinein seinen Widersacher verfolgen, und dieser war hier unter dem Schutz des Geistes des Keave vollkommen sicher, und konnte seiner verfolgenden Feinde spotten. Wir konnten nicht erfahren, wie lange ein Verbrecher hier bleiben müße, um von der Strafe frey zu werden. Allem Anscheine nach waren nicht mehr als zwey oder drey Tage dazu erforderlich. In Zeiten eines Bürgerkrieges wurden die Frauen und Kinder und alten Leute gemeiniglich an diesem Platze bewahrt, indeß die Männer des ganzen Distriktes in den Krieg zogen. Der ganze Platz, der 715 Fuß lang und 400 breit ist, ist mit einer Ringmauer umgeben, die 12 Fuß hoch und 15 dick ist. Die Errichtung dieses Platzes war eine herkulische Arbeit, die nicht ohne Tausende von Menschen-Händen vollendet werden konnte. Nach der Tradition soll König Keave, der vor 250 Jahren auf der Insel regierte, der Stifter dieser Freystätte gewesen seyn.

Am 24. July zogen wir weiter, nachdem sich Bruder Ellis ziemlich erholt hatte. Der Weg führte uns durch mächtige Lavabrüche, welche zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenartigen Schichten die ganze Gegend überströmten, und theils große, tiefe Höhlen, in welche man, wie in Gewölbe, weit hineinziehen konnte, theils ungeheure

Säulen bildeten, die wie mächtige Riesen sich uns im Weg entgegenstellten. Das Ganze hatte einen schwärzlichten, purpurfarbenen Anstrich, und glänzte in den Sonnenstrahlen gleich als ob es mit einem schönen Glasfirniß überzogen worden wäre. Die wundersamen Gestaltungen, welche der Lavafluß bildete, übersteigen alle Beschreibung, und liefern einen reichhaltigen Stoff zu Phantasien einer großen Feenwelt. Wir fanden hier prachtvolle Gallerien, hochgewölbte, mit tausend wundersamen Figuren ausgemalte, oft eine ganze Viertelstunde weit sich fortziehende unterirdische Gänge, hohe Cascaden, in denen sich fallend der Lavastrom tropfenweis verhärtete, und ungeheure Riesen=Gestalten, die sich als Schildwache aufgestellt haben. Mit welchem Schrecken muß nicht ein solcher vulkanischer Feuerstrom die bestürzten Einwohner der umliegenden Dörfer erfüllt haben, da sie, nach ihrem väterlichen Glauben, diesen unwiderstehlichen Erguß als einen Besuch der Göttinn Pele zu betrachten pflegen, die, im Zorn über ihre Vergehungen, ihre Flammen=Wohnung im Vulkan verlassen hat, und jetzt mit Donner und Blitz, und Feuer und Erdbeben, die Gegenstände ihrer Macht und ihrer Rache heimsucht.

Unser Weg führte uns durch mehrere Dörfer, die 3—400 Einwohner in sich fassen, bis wir Nachmittags 4 Uhr Kolahiti erreichten, wo sich alsobald die Einwohner zum Gottesdienste versammelten, und mit sichtbarem Interesse der Predigt des Wortes zuhörten. Die Leute füllten unsere Hütte bis tief in die Nacht hinein, und machten unausgesetzt lernbegierige Fragen über die Religion an uns, bis wir uns zur Ruhe niederlegten.

Am 25sten zogen wir zum Süden hinab weiter; ein Theil von uns zu Fuß auf dem Ufer, ein Anderer in einer Canoe zu Wasser, bis wir Abends 5 Uhr im Dorfe Kapua, etwa 10 Stunden von Kolahiti, uns wieder sammelten. Das Wasser war uns gänzlich ausgegangen, und ein Insulaner machte einen Weg von drey Stunden landeinwärts, um uns einen Krug frischen Wassers zur

Erquickung zu holen. Die ganze Gegend umher ist mit Lava überströmt, und bietet einen traurigen Anblick dar. Das Gehen über diese Lavabrüche war ungemein ermüdend, und erschöpfte nach kurzen Märschen unsere Kraft so sehr, daß wir von Zeit zu Zeit uns auf den Boden niederlegten, um neue Kraft zur Fortsetzung der Reise zu sammeln. Von Kapua aus, wo wir in den Distrikt Kau eintraten, der 16 Stunden am südöstlichen Ufer hin sich erstreckt, trafen wir auf dem Wege bis nach Tairitii nur hie und da eine einsame Fischerhütte an, oder ein mageres Gesträuch von Disteln, das aus dem todten Lava-Boden nur kümmerlich seine Nahrung zu ziehen vermag.

Der Distrikt Kona, den wir jetzt verlassen hatten, ist der volkreichste unter den 6 Distrikten, in welche die Insel Hawaji eingetheilt wird, und wäre ohne Zweifel auch der fruchtbarste, hätten ihn nicht mächtige Lavafluthen nach allen Richtungen hin überströmt. Er erstreckt sich etwa 30 Stunden lang am westlichen Ufer hin. Seine Bevölkerung wird immer geringer, je weiter man in demselben nach Süden kommt, und er läuft endlich in eine gänzliche Wüste aus. Diese öde, todte Wildniß, in welcher oft alle Spuren eines Pfades sich verlieren, läuft durch einen Theil von dem Distrikt Kau fort, indem wir von einer glasartigen Lavaschlucht zur andern hinüberklettern mußten. Auch alles Wasser zum Trinken ist hier verloren gegangen, und wir wurden oft von brennendem Durste gequält. Am 27sten langten wir nach vielen Strapatzen endlich glücklich in dem Dorfe Tairitii an, wo uns ein Trunk frischen Wassers die größte Erquickung war, die uns gereicht werden konnte, und welche die Liebe und Zutraulichkeit der Einwohner, die sich unserer Ankunft freuten, gar sehr erhöhte. Unser Führer Makoa rief alsobald die benachbarten Einwohner zu einer Versammlung herbey, die schaarenweise herzuströmten, um, wie sie sagten, ein Wort von Jehova zu hören. Wir mußten ihnen zweymal nach einander das Wort Gottes verkündigen, und in sehnsuchtsvoller Stille setzten sie sich auf den Boden

nieder, um dasselbe zu vernehmen. Viele von ihnen hatten heute zum erstenmal die Freuden-Botschaft von dem lebendigen Gott und Jesu Christo, dem Heiland der Welt, vernommen. Wir konnten nur wünschen und flehen, daß in diesem abgelegenen Winkel des großen Weltmeeres der heilige Geist das verkündigte Wort zu einer Kraft Gottes machen möge, um Viele selig zu machen, welche dasselbe gehöret haben.

VI. Abschnitt.

Fortsetzung der Reise auf dem südlichen Meeres-Ufer von Hawaii.

Am 28. July setzten wir unsere Reise von Tairitii weiter fort, nachdem wir uns durch eine erquickende Nachtruhe von unsern bisherigen Reise-Beschwerden erholt hatten. Bisher hatten wir meist ganz nahe am Seeufer unsern Weg zurückgelegt, weil wir die volkreichsten Dörfer auf demselbigen antrafen. Da man uns nun bemerkte, daß tiefer landeinwärts eine größere Bevölkerung anzutreffen sey, so nahmen wir jetzt unsere Richtung gegen das Gebirge, das wir bisher von der Ferne her stets im Auge gehabt hatten. Etwa eine Meile weit führte uns dieser Pfad über ungeheure Lavagründe hin, bis wir endlich die Spitze eines bedeutenden Hügels erreichten, von dem aus wir das Land weithin überschauen konnten. Von nun an glaubten wir, auf eine ganz andere Insel versetzt zu seyn, indem die vulkanischen Verheerungen jetzt ein Ende hatten, und eine herrliche Ebene voll fruchttragender Bäume und blühender Blumen vor unsern Augen sich entfaltete; indeß fanden wir den ganzen Tag über keine Wasserquelle, und häufige Regenschauer, welche in dieser Gegend fallen, sind demnach der erste Grund ihrer üppigen Fruchtbarkeit. Gegen Mittag erreichten wir ein kleines Dorf, Kalehu, das etwa 2 Stunden von Tairitii

entfernt liegt. Die freundlichen Dorfbewohner brachten uns einige frische Wassermelonen, an denen wir uns in großer Mittagshitze erquickten. Etwa 70 Insulaner sammelten sich um die Hütte her, in der wir saßen, denen ich, so weit sie es zu fassen vermochten, das Wort Gottes verkündigte. Sie schienen eine große Freude daran zu haben, und sagten uns: sie hätten gerne der guten Botschaft zugehört. Lernbegierig setzten sie sich noch eine Stunde lang um uns her, in der wir uns mit ihnen über die ersten Grundwahrheiten des Evangeliums unterhielten, und setzten sodann unsern Pilgerpfad durch diese schöne Landschaft weiter fort, die theilweise angebaut war, und eine ansehnliche Bevölkerung in sich schließt. Der Anblick dieser Gegend war herrlich. Rechts lag vor uns der mächtige Ozean, der mit seinen hohen Wellen an den Felsen-Wänden der Insel spühlte; links die hohen Bergrücken von Kau und der mit Schnee bedeckte Gipfel des Mouna Roa, der in majestätischer Größe sich vor uns erhob; die Felder waren meist mit Bergtaro angepflanzt, eine Wurzel, die auf dieser Insel häufig wächst, und in trockenem Sandboden am beßten fortkommt. Die Wurzel hat eine länglichte Gestalt, ist meist 1 Fuß lang, und 4—6 Zoll dick; selten hat sie mehr als 2—3 Blätter von hochgrüner Farbe; das Innere ist röthlich und sehr schmackhaft, und ein Hauptnahrungszweig für die Einwohner dieser Gegend. Nachmittags 4 Uhr erreichten wir Kauru, ein schön gelegenes Dorf, das herrliche Pflanzungen um sich her hat. Tuite, der Dorfschulze, drang mit allem Ernst in uns, die Nacht hier zuzubringen, um seinen Leuten von dem wahren Gott etwas zu sagen. Wir nahmen seine Einladung gerne an, und noch vor Sonnenuntergang waren etwa 150 Einwohner versammelt, die sich vor unserm Hause aufstellten, und denen Bruder Thurston das Wort vom ewigen Leben verkündigte. Die Leute hörten mit großer Aufmerksamkeit zu, und nach dem Gottesdienst wurde mit der größten Gastfreundlichkeit uns ein Mahl zugerichtet, das aus einem gebackenen Schwein, etwas Kartoffeln und Taro bestand, und uns wohl schmeckte.

Mit Tagesanbruch zogen wir am 29sten weiter landeinwärts, und fanden überall die Gegend schön und fruchtbar. Die Insulaner leben hier gewöhnlich nicht in Dörfern, sondern sind in einzelnen Hütten, unter dem Schatten des Brodfruchtbaumes, über die ganze Gegend hin zerstreut, und selten stehen 4—5 Hütten neben einander. Nachdem wir etwa 3 Stunden unsern Weg fortgesetzt hatten, traten wir in den Bezirk Papapohaku ein, den wir jetzt gegen das Gebirge hin durchzogen. Kaum hatten wir uns, um einige Ruhe zu genießen, auf ein Felsenstück niedergesetzt, so waren bereits etwa 70 Einwohner der Gegend um uns her gesammelt, die begierig waren, die sie besuchenden Fremdlinge zu sehen. Schon auf dem Wege hatten Viele von ihnen, als sie uns erblickten, ihre Arbeit in den Gärten verlassen, und waren uns eine weite Strecke nachgegangen, um etwas von uns zu vernehmen. Nachdem wir uns eine Zeitlang in Gesprächen über den wahren Gott mit ihnen unterhalten hatten, machten wir ihnen den Vorschlag, etwas von seinem Worte zu vernehmen. Augenblicklich setzten sie sich auf den Boden nieder, und hörten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zu, als wir ein Lied in ihrer Sprache sangen, und ich eine kurze Anrede über einen Vers der Psalmen an sie hielt. Sie schienen über das, was ihnen gesagt war, sehr zufrieden zu seyn, und es ist für den Boten Christi hoher Genuß, mitten im Heidenlande, unter Menschen, die noch nichts vom wahren Gott gehört haben, solche aufmerksame, lernbegierige Gemüther anzutreffen. Mögen sie bald Alle einer vollen und lebendigen Erkenntniß Gottes und Jesu Christi sich erfreuen dürfen. —

Eine ermüdende Reise am Fuße des Gebirges hin führte uns Abends nach Kapauku, einem schönen Dorfe, das dem Häuptling Naihe gehört. Kaum setzten wir uns unter dem Schatten des Zuckerrohres ermüdet nieder, so hatte sich schon ein Haufe Eingeborner um uns her gesammelt. Nach einer allgemeinen Unterhaltung fragten wir sie: wer ihr Gott sey? „Wir haben keinen Gott,

sagten sie, vormals hatten wir deren Viele, jetzt sind sie Alle weggeworfen." Aber habt ihr daran wohl gethan? fragten wir sie. „Ja, erwiederten sie, denn der Tabu machte uns viel Mühe und Unbequemlichkeit, und verschlang einen großen Theil unseres Vermögens." Ist es gut, keinen Gott zu haben, und kein Wesen zu kennen, dem man religiöse Verehrung schuldig ist? fragten wir nun; sie antworteten: Vielleicht sey dieß gut, denn sie haben nichts für das große Opfer, und brauchen sich jetzt auch nicht zu fürchten, das Tabu zu brechen. Wir fragten sie: ob sie gerne etwas von dem wahren Gott, von dem einzigen Erlöser der Menschen, hören möchten? sie sagten: sie haben bereits von Jesu Christo gehört, durch einen kleinen Knaben, der vor ein Paar Monaten von der Insel Woahu hergekommen sey; aber er habe eben nicht viel gewußt, und sie würden gerne noch mehr davon hören. Sie setzten sich jetzt nieder, und ich (Ellis) verkündigte ihnen den Weg zur Seligkeit durch den Glauben an Christum. Nach dieser Ansprache riefen Viele ganz unwillkührlich aus: Nui roa maitai. E ake makau i kanaka makau no Jesu, a i ora roa ia ia. (Das ist sehr gut. Wir wünschen, ein Volk Jesu zu seyn, und ewig durch Ihn gerettet zu werden.) Wir ermunterten sie, oft an seine Liebe zu gedenken, Ihn wieder zu lieben, Ihm zu gehorchen, und zu Gott zu bethen, daß Er sie mit seinem Willen bekannt machen möge.

Nach einem rührenden Abschied zogen wir weiter, und in einer halben Stunde führte uns der Weg nach Honuapo, einem großen, volkreichen Dorfe, das am Meeres-Ufer hin ausgestreckt ist. Die Eingebornen rannten, so bald sie uns erblickten, von allen Seiten herbey, und wimmelten so dicht um uns her, daß wir kaum vorwärts schreiten konnten. Knaben und Mädchen jauchzten laut auf, und tanzten vor uns her, und große Haufen liefen uns nach, und faßten uns begierig bey der Hand, oder bey einem Zipfel unserer Kleidung. Wahrscheinlich hatten sie nie zuvor einen weißen Mann gesehen; was sie aber

am meisten in Verwunderung setzte, war, daß wir in ihrer Sprache mit ihnen redeten. Ihr Häuptling, Mawä, erklärte ihnen jetzt, wir seyen Diener der Religion, verkündigen allenthalben das Wort des lebendigen Gottes, und werden dieß auch in ihrem Dorfe thun.

Der Häuptling führte uns freundlich in seine Hütte, die am Meeresufer stand, ließ alsobald unsere Füße mit frischem Wasser waschen, und schickte nach einem benachbarten Teich, um Fische zum Abendessen zu holen; indeß hatten sich mehr als 200 Eingeborne um das Haus umher gelagert, und in andachtsvoller Erwartung sich niedergesetzt, denen wir das Wort des HErrn verkündigten. In der Nähe dieses Dorfes stand ein berühmter Heiau (Götzentempel), der, wie die übrigen, im Jahr 1819 seinen Untergang gefunden hat. Die Einwohner äußerten, der König habe wohl daran gethan, den Götzendienst abzuschaffen; dieser habe sie arm gemacht, und viel Mühe und Arbeit von ihnen gefordert; aber mit der Religion Christi seyen sie noch gänzlich unbekannt. Einer von ihnen seye zwar zu Honoruru, auf der Insel Woahu, gewesen, seitdem der König günstig vom Christenthum denke; er habe auch einmal einem Gottesdienst in seiner Mutter-Sprache beygewohnt, und von Jesu Christo, dem Gott der Ausländer, sprechen gehört, aber er habe ihnen nur eine sehr unvollständige Nachricht hievon geben können.

Das Volk schien gar sehr geneigt, von dem Weg des Heils durch einen Erlöser etwas zu hören, und wir versuchten es, ihnen möglichst kurz und einfältig die wichtigsten Glaubenslehren und Lebenspflichten unserer Religion darzustellen. Bis tief in die Nacht hinein dauerte die Unterhaltung mit ihnen fort, als wir sie mit einem gemeinschaftlichen Gebeth entließen. Viele von ihnen wollten sich jedoch nicht von uns trennen, und brachten bis zum Sonnenaufgang die Nacht bey uns zu.

Den 30sten Morgens standen wir sehr erfrischt und heiter auf. Schon frühe sammelten sich große Schaaren um unser Haus, die noch weiter von der Religion Jesu

von uns hören wollten. Nicht leicht haben wir irgendwo Leute angetroffen, denen die Sache ihrer Erkenntniß und ihres Heiles mehr am Herzen liegt, als diesen unwissenden Einwohnern von Honuapo.

Diesen Morgen machten wir unsern Führer Makoa mit unserm Vorhaben bekannt, von hier aus den großen Vulkan Kiraueа zu besuchen. Er machte dagegen die stärksten Einwürfe, weil wir wahrscheinlich die Feuer-Göttinn Pele dadurch beleidigen werden, daß wir heilige Beere auf dem Berge pflücken, oder Steine in den Feuer-Schlund hinab werfen. Wenn wir dieß thun, so werden die vulkanischen Götter aus der Tiefe in Rauchwolken heraufsteigen, und Finsterniß über uns kommen lassen, daß wir den Rückweg nicht mehr finden, oder uns wohl gar mit Steinen umbringen. Wir versicherten ihn, wir fürchten keine Gefahr von diesen eingebildeten Göttern, und werden daher den Vulkan besuchen. Wenn wir entschlossen seyen, dorthin zu gehen, sagte er, so sollen wir dieß nur alleine thun, er werde nur bis zum letzten Dorfe, Kapapala, mit uns ziehen. Der Gouverneur habe ihm verboten, dorthin zu gehen; und wenn dieß auch nicht wäre, so würde er es doch nicht thun, denn dieß sey ein furchtbarer Platz.

Wir zogen nun unsere Straße weiter fort, indeß wir unsern Führer Makoa zurückließen, um unser ausgebliebenes Reisegeräthe abzuwarten, und uns mit demselben in Kapapala wieder einzuholen. Bey unserer Wanderung durch die Dörfer liefen ganze Schaaren der Insulaner vom Felde und von ihren Hütten herbey, und folgten uns oft eine Stunde weit nach, um ihre Neugierde zu sättigen. Wollten sie sodann zurückbleiben, so sprangen sie gemeiniglich eine Strecke voraus, setzten sich auf einen Felsen nieder, riefen uns beym Vorüberziehen ihr freundliches Aroha zu, und verfolgten uns mit Ohren und Augen, bis wir ihnen aus dem Gesicht waren. Wir langten beym Dorfe Kokukano an, wo wir einen herrlichen Quell süßen Wassers fanden, bey dem wir uns zur Ruhe nieder-

legten. Bald sammelten sich viele Eingeborne um uns her, und Bruder Ellis sprach zu ihnen über die Worte des Heilandes: „Wen da dürstet, der komme, und nehme das Wasser des Lebens umsonst.“ Aufmerksam hörten sie der Rede zu, und nach derselben riefen Viele wie aus Einem Munde: He mea maitai ke ora, e makemake au! (Ein gutes Ding ists um das Seligwerden, ich verlange darnach!) Nun machten sie viele Fragen, die wir ihnen, wie es schien, zu ihrer Befriedigung beantworteten, und zogen sodann weiter. Der Weg führte uns über mächtige Lavaklüfte und Felsenstücke, die in der wildesten Verheerung umher lagen. An manchen Stellen lag die Lava-Schichte 50 Fuß hoch, und es kostete viel Mühe, über sie wegzukommen. Gegen 11 Uhr erreichten wir das Dorf Hilea, das dem Gouverneur gehört.

Hier gingen wir in die Wohnung des Dorfschulzen, und ersuchten ihn, die Leute zusammen zu rufen, weil wir gerne etwas von dem wahren Gott mit ihnen sprechen möchten. In kurzer Zeit waren bey 200 derselben beysammen, denen Bruder Thurston den Weg des Heils verkündigte. Hoch vergnügt hierüber, drangen sie in uns, den Tag bey ihnen zuzubringen; da wir aber noch einen großen Weg vor uns hatten, so nahmen wir von unserm freundlichen Gastwirth eine Erquickung an, und zogen weiter, indeß wir Mühe hatten, ihn über unsern kurzen Aufenthalt zu beruhigen.

Nach einer Stunde langten wir in Kunaruu an, wo sich bereits die Bewohner dieses und des nächstgelegenen Dorfes in großen Schaaren versammelt hatten, um das Wort zu hören. Auf einem freyen, offenen Platze sangen wir nun ein Lied, betheten und verkündigten diesen lernbegierigen Insulanern den wahren Gott, der sie gemacht, und seinen Sohn Jesum Christum zu ihrem Heil in diese Welt gesendet hat. Von hier aus nahmen wir nun unsern Weg in gerader Richtung gegen das Gebirg. Der Boden war nur wenig angebaut, jedoch scheint er für die Kultur jeder Pflanzen-Gattung dieser Insel vollkommen geeignet

zu

zu seyn. Unser Pfad führte uns unvermerkt aufwärts, und nach und nach verloren sich die Dörfer aus unsern Augen. Den ganzen Tag über sahen wir in weiter Entfernung vor uns her mächtige Rauchwolken aus den Feuer-Schlünden des Kirauea aufsteigen, welche nicht selten die Luft verdunkelten; einige dieser Dampfsäulen waren so stark, daß auch ein heftiger Wind, der an diesem Tage blies, sie nicht aus ihrer Richtung bringen konnte. — Abends 7 Uhr erreichten wir ermüdet und vom Wege gänzlich erschöpft das Dorf Kapapala, wo uns der Dorf-Schulze, Tapuahi, freundlich in seine Hütte aufnahm. Die Luft von den Bergen her ward mit Einbruch der Nacht sehr frisch, und ungeachtet wir uns in einem tropischen Clima und im Monat Julius befanden, so fanden wir doch ein Feuer in unserer Hütte sehr willkommen. Wir hielten mit der Familie Abendandacht, und legten uns dann zur Ruhe, nachdem wir den Tag über 20 englische Meilen zu Fuß zurückgelegt, und zwey aus uns in vier verschiedenen Dörfern das Wort Gottes verkündigt hatten.

Wenige der Frauenzimmer auf Hawaji leben ohne einen Begleiter. Gemeiniglich ist es ein Hund; hier war es ein Thier, das wir bisher in dieser Weise noch nie gesehen hatten; es war nämlich ein gekräuseltes Schwein, das den beyden Schwestern unsers Gastwirths gehörte, und am Abendheerde in unserem Kreise Gesellschaft machte. Dieses lief den beyden Schwestern bey jedem Schritt auf dem Fuße nach, und legte sich am Ende neben ihnen auf den Boden zur Ruhe nieder. Dieß brachte uns in nicht geringe Verlegenheit, und unsere Nachtruhe wurde dadurch nicht wenig gestört.

Den 31. July Morgens hatten sich die Dorfbewohner schon bey Sonnenaufgang um unsere Hütte versammelt, denen, nach Absingung einiger Liederverse, Bruder Ellis auf eine ihrer Fassungskraft angemessene Weise die ersten Grundwahrheiten von dem wahren und lebendigen Gott

und seinem Sohne Jesu Christi verkündigte. Ein sichtbares Interesse verbreitete sich über alle Gemüther, und sie machten eine Frage um die Andere, die von viel Verstand zeugten, und unsern Herzen Freude machten. Welch ein Erntefeld für einen Arbeiter Christi liegt hier nicht vor unsern Augen ausgestreckt! Möge es bald ein Garten Gottes seyn, der Früchte trägt ins ewige Leben.

Nach dem Frühstück nahmen wir Abschied von den freundlichen Einwohnern dieses Dorfes, und setzten unsern Pilgerweg weiter fort. Ein Marsch von zwey Stunden über ein fruchtbares, wohlangebautes Land führte uns nach dem Dorfe Ponahohoa. Unser Weg ging von hier aus über einen fürchterlich zerrissenen Lavaboden, und brachte uns den Dampfwolken, die vor unsern Augen aufstiegen, immer näher. Eine entsetzliche Gewalt muß vor nicht langer Zeit diese große Zerstörung um uns her angerichtet haben. Die Lava-Ströme haben hier neue Berge und Thäler gebildet, in denen Alles fürchterlich unter einander liegt. Wir zogen in eines dieser jetzt noch dampfenden Thäler hinab; überall krachte der Boden unter unsern Füßen, und war so heiß, daß wir kaum eine Minute auf einer Stelle stehen konnten. — Unsere Beine, Hände und Gesichter waren beynahe verbrannt. Wir hielten in eines der dampfenden Löcher, an denen wir vorüber zogen, den Thermometer, der alsobald auf 118 Grad Fahrenheit stieg, und wohl noch höher gestiegen seyn würde, hätten wir es länger aushalten können. Sichtbarlich liegt hier ein neuer Vulkan in seiner ersten Geburt, und es war uns in hohem Grade interessant, die ersten Vorbereitungen einer furchtbar-majestätischen Natur zu erblicken, welche vielleicht in kurzer Zeit der herrlichen Landschaft umher Untergang und Verderben droht.

VII. Abschnitt.

Reise nach den Feuerschlünden des Vulkans Kirauea. Der Berg Mouna Roa. Wahrscheinliche Struktur der Insel.

Da nun der Führer Makoa mit unserm Geräthe noch nicht angekommen war, so entschlossen sich einige unserer Gesellschaft, ihn im Dorfe zu erwarten, während Missionar Ellis mit einigen seiner Gefährten nach dem Vulkan weiter zog. Wir füllten unsere Kalabaschen mit Wasser, die uns einige Insulaner der Gegend nachtrugen. Nicht weit vom Dorfe fanden wir eine tiefe, von Lavasäulen gesprengte Höhle, in der einige Familien der Insulaner sich niedergelassen haben. Nur ein schmaler Zutritt führte in sie hinein, und in ihr sah es grauenvoll und finster aus; aber ihre Bewohner schienen ungemein fröhlich und dankbar gegen die Göttinn Pele zu seyn, welche ihnen ohne Mühe und Kosten diese Wohnung gebaut hat. Die Weiber verfertigten Matten, die Kinder spielten draussen mit Lavastücken, und die Männer waren gerade mit einem Ofen beschäftigt, um Tara zu backen. Nach einem Zug von einigen Stunden erreichten wir eine andere große Höhle, die den müden Wanderern in dieser Gegend gemeiniglich zur Ruhe dient. Die Sonne ging gerade unter, und wir entschlossen uns, hier unser Nachtquartier zu nehmen. Wir sammelten etwas Moos zu unserm Nachtlager, und zündeten eine Lampe an, um diese schauervolle Naturwohnung ein wenig zu beleuchten. Der Himmel war helle, und die Sterne leuchteten in ungewöhnlichem Glanze. Besonders lichtvoll erschien uns in dieser Nacht die Milchstraße, die wir zuvor nie in dieser Herrlichkeit gesehen hatten. Gegen Nordosten hin brannte vor unsern Augen ein Feuermeer, über welchem schwarze Dampfwolken wogten. Dieser Anblick erfüllte uns mit Erstaunen und Bewunderung. Welche Größe Gottes in der Natur! Welch eine Arbeit seiner Hand, die Tag und

Nacht nicht ruht, um seine ewigen Rathschlüsse in der Menschenwelt zu vollenden. Der brennende Vulkan, der in seiner ganzen Macht und Herrlichkeit vor unsern Augen lag, offenbarte uns eine Größe Gottes, die uns zur Anbethung hinzog. Wir sangen ein Lied in der Insulanersprache, empfahlen uns bethend dem Schutz des Vater-Auges unseres Gottes, das nicht schläft noch schlummert, und auch diesen abgelegenen Winkel der Erde in seiner grauenvollen Einsamkeit durchblickt, und legten uns nun furchtlos zur Ruhe nieder.

Den 1. August. Nach einer erquickenden Nachtruhe krochen wir vor Tagesanbruch aus unserer finstern Höhle heraus, um unsere Reise weiter fortzusetzen. Der Weg führte uns anfangs durch ein fruchtbares Thal, das mit 4—5 Fuß hohem Gras dicht besetzt, und vom starken Morgenthau durchnetzt war. Der Morgen war grün, und wir zogen in einem indischen Reihen einer hinter dem Andern in großer Schnelle 4 Meilen vorwärts, bis endlich unser Führer die letzte Spur eines Fußpfades verlor. Rathlos liefen nun die Insulaner, die bey uns waren, in allen Richtungen hin und her, bis sie endlich einen Pfad entdeckten, der südlich führte, und den ungeheuern Lavasprüngen im Boden auswich. Einige Meilen weiter setzten wir uns ermüdet gegen Mittag zur Ruhe nieder, als uns unerwartet und zu unserer großen Freude unsere beyden Brüder, Bishop und Goodrich, einholten. Von hier an führte uns der Weg über ein ungeheures Glas-Feld, das in sprechender Aehnlichkeit mit den Wogen des Meeres aufgerollt war. Die fluthenden Lavawogen, die sich noch nicht lange über diese Gegend ausgegossen, müssen gerade in ihrem hoch daher wogenden Strome schnell abgekühlt und versteinert worden seyn, und so boten sie uns den majestätischen Anblick eines wilden Glasmeeres dar, in dem selbst der Wasserstaub auf den Wellenspitzen deutlich wahrzunehmen war.

Am Rücken des Vulkans hin, den wir in mannigfaltiger Wendung bestiegen, wurden wir viele niedrige Gebüsche

gewahr, die rothe und gelbe Beeren trugen, und zu der Klasse der Decandria oder Monogynia gehören. Die Eingebornen nennen sie Ohelo. Dem dürstenden Wanderer sind sie eine einladende Erscheinung, und wir pflückten sie daher begierig ab. Kaum bemerkten dieß die Insulaner, die unser Gepäck trugen, so baten sie uns ängstlich, davon abzulassen, weil wir auf dem Gebiete der Göttinn Pele stehen, der sie gehören. Wir bemerkten ihnen, daß wir nur Jehova als den Eigenthums-HErrn der Landesfrüchte anerkennen, und daß sie deßhalb nicht ängstlich seyn dürfen. Allein sie äußerten, daß uns sicherlich ein Unfall begegnen werde.

Endlich trat um 2 Uhr der grauenvolle Feuerschlund des Kirauea vor unser Auge hin. Unerwartet erblickten wir uns auf einer ungeheuern Bergspitze, von welcher aus wir ein weites Thal überschauen konnten. Wir zogen eine Zeitlang über den Saum des ungeheuren Abgrundes in nördlicher Richtung hin, der vor unsern Augen offen da lag, und aus dem ungeheure Dampfsäulen gegen den Himmel sich erhoben, bis wir endlich eine Stelle fanden, wo wir tiefer in den Feuerschlund, bis zu seiner obern Mündung hinabsteigen konnten, was nicht ohne Gefahr, mit der größten Vorsicht geschehen mußte, da auf jeden Schritt die heiße Lava unter unsern Füßen zusammen sank; und endlich gelang es uns, zu dem obersten Rand des ungeheuren Feuerkessels zu gelangen, der in großer Tiefe wild und strudelnd unter unsern Füßen brannte. Grauenvolles Entsetzen machte uns bey diesem Anblick einige Augenblicke sprachlos, und wie Salzsäulen standen wir an den Fleck angeheftet, während unsere Augen den furchtbaren Strudel eines Feuermeeres in tiefem Abgrunde erblickten.

Unmittelbar vor uns gähnte ein fürchterlicher Schlund in der Gestalt eines Halbmondes, der etwa 2 englische Meilen in der Länge, und 1 Meile in die Breite zu haben schien, und etwa 800 Fuß Tiefe hatte. Auf seiner südwestlichen und nördlichen Seite brannte eine ungeheure Fluth fließenden Feuers, gleich einem brühenden Kessel,

und seine flammenden Wogen rollten in der Tiefe furchtbar umher. Nicht weniger als 51 besondere Schlünde von verschiedener Gestalt und Größe erhoben sich gleich eben so vielen kegelförmigen Inselchen auf der Oberfläche dieses Feuersees; 22 derselben ergossen Säulen grauen Rauches oder Piramiden glänzender Flammen, und viele derselben spien aus ihrem Feuermunde Ströme glühender Lava aus, die in prasselnden Güssen wieder in den siedenden Feuerkessel in schwarzer Gestalt hinabsanken. — Die Wände des Schlundes, der vor uns lag, waren auf etwa 400 Fuß horizontal, wo sich sodann von fester, schwarzer Lava ein völlig runder Rand in den Feuerkessel angesetzt hat. Von diesem Rande aus vertieft sich der Abgrund, so weit wir beurtheilen konnten, noch etwa 3—400 Fuß. Sichtbarlich war erst noch vor kurzer Zeit der Kessel bis zu diesem schwarzen Rande hin mit flüssiger Lava angefüllt gewesen, die sich durch einen unterirdischen Kanal ins Meer oder auf das platte Meeresufer ausgegossen hat. Die grauen, an vielen Stellen verkohlten Seiten des großen Kraters, der vor uns lag; die Sprünge, welche die Oberfläche der Ebene durchschnitten, auf der wir standen; die langen Schwefelbänke auf der gegenüberstehenden Seite, die vielen mächtigen Rauch- und Dampfsäulen, die sich am nördlichen und südlichen Ende dieser Ebene erhoben, nebst dem Anblick des steilen Felsenrandes, der sie umgab, und an manchen Stellen 400 Fuß Tiefe hatte: dieses Alles bot ein erschütterndes, vulkanisches Panorama dar, dessen Wirkung auf das Gemüth durch das ununterbrochene Brüllen und Krachen der Feueröfen im Abgrunde mächtig erhöht wurde.*)

Nachdem sich die ersten Schrecknisse der Bestürzung einigermaßen bey uns gelegt hatten, blieben wir eine halbe Stunde länger, und betrachteten ein Schauspiel, das wir mit der Feder zu beschreiben unmöglich im Stande sind, und das unser Herz mit anbethender Bewunderung der Allgewalt des großen Gottes erfüllte, der diese Welt

*) Siehe die Abbildung.



Lith. v. A. Merian in Basel

DER GROSE KRATER von KIRATEA von der SÜD SEITE.



erschaffen hat, und sie einst, nach dem Ausspruch seines Wortes, durch Feuer wieder zerstören wird. Wir wandelten nun längs der westlichen Seite des Kraters hin, bis wir das nördliche Ende desselben erreichten, wo wir in einiger Entfernung einige kleine Teiche süßen, frischen Wassers fanden. Ein hoher Genuß, den wir in diesen Feuer-Regionen nicht erwarteten. Nachdem wir unsern Durst nach Herzenslust gestillt hatten, ließen wir uns von unsern Begleitern auf dem Bergrücken eine Hütte bauen, und zwar gerade dem brennenden Feuerthale gegenüber, um hier die Nacht zuzubringen. Während die Insulaner hiemit beschäftigt waren, zogen wir nach verschiedenen Richtungen umher, um die wundersamen einzelnen Merkwürdigkeiten zu untersuchen, die sich uns hier von allen Seiten darboten. Als die Nacht hereinbrach, wurde ein großes Feuer aufgemacht, da ein dichter, kalter Nebel uns umschloß, der uns kaum noch die vulkanischen Feuer sehen ließ. Aber noch war unser Bruder Thurston von seiner einsamen Wanderung nicht zurückgekommen, und wir sendeten alle unsere Leute mit Fackeln aus, ihn zu suchen, ohne daß sie ihn finden konnten. Wir fürchteten nun in allem Ernst, er möchte irgendwo in den Krater hinabgefallen seyn, und in dieser peinlichen Besorgniß lebten wir bis gegen 9 Uhr, wo uns seine plötzliche Erscheinung freudig überraschte. Er hatte die ganze südliche und westliche Seite des Abgrundes umzogen, und die gewaltigen Sprünge, über die er setzen mußte, hatten ihn so lange aufgehalten. Nun legten wir uns unter dem brausenden Getöse des Vulkanes zur Ruhe nieder, indem wir uns dem bewahrenden Schutze unsers Gottes empfahlen. Nach 10 Uhr zog sich nun das dichte Nebelgewölk von dem flammenden Abgrund allmählig hinweg, und der furchtbarste und erhabenste Anblick entfaltete sich vor uns, den wir je gesehen haben. Gleich einem Gluthstrome zerflossenen Metalles rollte die flüssige Lava mit fürchterlichem Getöse im Abgrunde umher. Die hohen Flammensäulen, die über der wirbelnden Oberfläche tanzten, waren mit

Schwefelblau vermischt, oder glühten in Hochroth, und warfen ein verblendendes Licht auf die Seitenwände der einzelnen Schlünde, die unter donnerndem Krachen Ströme glühender Lava aus ihrem Feuermunde ausspien. Das Dunkel der Nacht und die schwarzen umhängenden Felsen-Wände machten das Schauspiel noch grauenvoller, und bildeten das Gemälde zu einem entsetzlichen Phantasiestück der Hölle aus.

So lagen wir etwa 6 Schritte von der obersten Mündung des Abgrundes auf unserm Mooslager, ohne daß uns die mindeste Lust anwandelte, einen Augenblick zu schlafen, obgleich wir von einem Marsch von 20 Meilen über die Bergschluchten hin sehr ermüdet waren.

Auch die Eingebornen, welche dieses Schauspiel mit andern Empfindungen betrachteten, waren dennoch durch dasselbe ganz hingenommen. Sie sprachen beynahe die ganze Nacht hindurch von den großen Werken Pele, und betrachteten diesen Feuerschlund als den ursprünglichen Wohnsitz ihrer vulkanischen Götter. Die kugelförmigen Becher, sagten sie, seyen ihre Häuser. Das Brüllen der Feueröfen und das Geprassel der Flammen seye die Musik ihrer Tänze. Auch belustigen sie sich bisweilen, auf den rollenden Feuerwogen einher zu schwimmen. Wir ließen uns von Mehreren derselben erzählen, was sie von der Geschichte dieses Vulkans wußten, und sie sagten uns, seit undenklichen Zeiten, oder nach ihrem eigenen Ausdruck, seit der Nacht der Welt bis jetzt, stehe er in Brand, und habe unter der Herrschaft eines jeden Königes einen Strich Landes mit Feuer überschwemmt. In frühern Zeiten sey oft der siedende Feuerkessel über seinen obersten Rand ausgeloffen, und habe sich über das benachbarte Land ausgegossen; aber in der letzten Zeit grabe er in die Tiefe hinab, ziehe das Land nach sich, und werfe ungeheure Felsenstücke und glühende Steine nach allen Richtungen aus. Diese Ausbrüche seyen immer mit furchtbaren Donnerschlägen, entzündenden Blitzen und schrecklichem Erdbeben begleitet.

An diese Vulkane knüpft sich die ganze Göttergeschichte dieser Insel an, indem alle ihre Gottheiten in dieser Feuer-Wiege geboren worden sind, und aus ihr in die Welt hervorgingen. Die Mutter dieser Götter ist Pele. Diese hat Brüder und Schwestern, und Kinder und Enkeln, die sich um sie her gesammelt haben. Ein jedes Glied dieser Götter-Familie hat seinen eigenen bezeichnenden Namen, z. B. der Donnerer, das feuerfeste Kind des Krieges, der feueräugige Durchbrecher, der mächtige Wolkensammler u. s. w. Diesen Gottheiten mußte nun jeder Bewohner der Insel, und besonders die Häuptlinge des Volkes, ihren Tribut bezahlen, ihre Opfer bringen, ihre Tempel und Priester unterhalten. Fielen die Opfergaben nicht groß genug aus, oder wurde einer ihrer Brüder beleidigt, oder wurde die heilige Stätte ihrer Wohnung entweiht, so füllten sie den Feuerschlund mit Lava, und speyten dieselbe nach den Missethätern aus, oder sie nahmen einen unterirdischen Weg, und marschirten nach einer andern Wohnung hin, von welcher aus sie ihre Feuer-Geissel über die Verbrecher in der Nachbarschaft schwingen konnten.

Die Einwohner erzählten uns ferner, es seyen mannigfaltige Versuche gemacht worden, ihre vulkanischen Götter von der Insel zu jagen, und einmal seyen sie von einem Centaur, der von Woahu gekommen sey, beynahe überwältigt worden. Ein fürchterliches Feuergefecht habe von beyden Seiten begonnen. Pele habe sich am Ende in ihren Vulkan versteckt, und sey im Wasser des Meeres beynahe gänzlich ersäuft worden; sie habe aber das Meer-Wasser rein aufgetrunken, und am Ende unter Donner und Blitz ihren Gegner ins Meer gejagt.

Häufig während der Nacht glaubten die Insulaner, welche bey uns waren, das Gesicht der Pele zu sehen, und waren voll Entsetzen. Wir nahmen Gelegenheit, ihnen bemerklich zu machen, es wundere uns nicht, wenn sie dieses entsetzliche Schauspiel für einen Wohnsitz ihrer Götter halten, weil sie mit dem wahren Gott noch nicht

bekannt seyen, und ermunterten sie, die Gelegenheit zu benützen, diesen Gott und Vater der Menschen kennen zu lernen, der den Himmel und die Erde, und auch diesen Feuerschlund geschaffen habe. Auch versuchten wirs, so weit wir in ihrer Sprache Worte dazu fanden, ihnen diese große Natur-Erscheinung und ihre natürlichen Ursachen einigermaßen deutlich zu machen.

Den 2. August. Wir standen vor Tagesanbruch von unserm Lager auf, sammelten uns um unser Feuer her, sangen fröhlich unser Morgenlied zum Preise unseres Gottes, und schickten uns zur Abreise an. Einer von uns machte zuvor noch eine kurze Wanderung nach der nördlichen Seite des Vulkans, um seinen Umfang genauer kennen zu lernen; und nach allen Beobachtungen, die wir gemacht haben, hat der Fuß desselben nicht über 2 Stunden im Umfange. Wir bedauerten sehr, daß wir nicht die erforderlichen Instrumente bey uns hatten, um seine Tiefe genau auszumessen. Nach dem Maß unsers Auges, das wir von dem Boden des Kraters in verschiedenen Richtungen nahmen, mag seine Tiefe 700 bis 800 Fuß betragen. Wir fanden für gut, uns zu trennen, und in verschiedenen Richtungen unsern Rückweg anzutreten, um die Gegend genauer kennen zu lernen. Ueberall fanden wir vulkanischen Boden, der in einem siedenden Zustand sich befindet, und ein schauerliches Bild einer Zerstörung darbietet, wie wir sie noch nie gesehen hatten. Ein Theil von uns zog sich in südwestlicher Richtung nach dem Thale hinab, um den hohen Mouna Roa, der diesem Vulkan gegenüber liegt, genauer kennen zu lernen. Ein ansehnliches, fruchtbares Thal, das etwa 5 Stunden weit ist, trennt Beyde von einander, und bietet einen herrlichen Anblick dar. Der Gipfel dieses Berges war mit tiefem Schnee bedeckt, und sein ganzer Fuß besteht aus einer Menge ausgelöschter Feuerschlünde, auf denen sich Bäume und Gesträuche angesiedelt haben, während die höhern Regionen desselben alles Pflanzenleben verlieren. Ein Schauer durchdrang unser ganzes Wesen bey dem ernsten

Gedanken, der durch Alles, was wir hier um uns sahen, immer neue Bestätigung erhielt, daß wir auf dieser ganzen Insel, wohin unser Fuß immer treten mag, auf einem Feuermeere stehen, das unter uns in wildverzehrender Flamme brennt. Diese ganze Insel nämlich, mit ihren 4000 englischen Quadrat-Meilen, von den hohen Gipfeln ihrer Berge an, die etwa 15,000 bis 16,000 Fuß über die Meeresfläche sich erheben, bis zu ihren niedern Ufern hinab, an denen sich die Meereswellen spülen, ist aus lauter vulkanischem Stoff zusammen gesetzt, der auf verschiedenen Stufen der Auflösung sich befindet, und durch zahllose sterbende Krater durchlöchert, welche unter sich in enger Verbindung stehen; und diese ganze Insel bildet in einem wild zusammen geworfenen Stück bloß eine große Brücke, die über einem ungeheuren Feuerkessel hängt, der im Herzen eines mächtigen Berges unter dem Meere sich befindet, und von welchem diese Insel bloß den obern Schaum bildet.

Wir brechen hier auf einige Augenblicke den Faden der Reisebeschreibung ab, um einen merkwürdigen Vorfall einzurücken, der auf die Götter-Geschichte dieses Vulkans Bezug hat, und den uns Missionar Richards von Lahaina, auf der Insel Woahu, in einem Briefe vom August 1825 also erzählt:

„Am Morgen des 21. July wurde ich große Volks-Haufen gewahr, die in verschiedenen Richtungen nach dem südlichen Theile des Dorfes strömten; und lange konnte ich die Ursache dieses Auflaufes nicht inne werden. Endlich sagte man mir, Pele sey von Hawaji am Regierungssitze angekommen. Ich dachte mir jetzt den Namen eines mir unbekannten Häuptlings darunter, und fragte nicht weiter.

Aber bald wurde der Aufruhr unter den Leuten so groß, daß ich auf meinen Irrthum aufmerksam gemacht wurde. Ein altes Weib von dem feuerspeyenden Berge

von Hawaji war angekommen, die sich für die Göttinn Pele ausgab, und in feyerlichem Zuge zu den Häuptlingen der Regierung kommen wollte, um ihnen zu erklären, daß sie das Palapala (Lernen) sammt den Missionarien alsobald fortschicken sollen, sonst lasse sie einen Feuerschlund auf Woahu ausbrechen, der uns und unsere Häuser in einem Augenblick verzehren müße. Auch sey sie hoch erbittert darüber, daß die Missionarien die Frechheit gehabt haben, ihren Berg zu besteigen, ihre heiligen Beere abzupflücken, und Steine auf sie in den Feuerschlund hinabzuwerfen. Sie habe daher den Rebellen-Chef Kekuaokalani wieder von den Todten auferstehen lassen, um die christliche Volks-Partie für ihre Missethaten zu züchtigen.

Wenn die Göttinn Pele mit einem so wichtigen Auftrage zum Regierungssitze kam, so mußte dieß natürlich große Aufmerksamkeit erregen. Der große Haufe schien jedes Wort zu glauben, welches dieses alte Weib sprach, und Hunderte äußerten bereits: Morgen werden wir Alle von der Insel verjagt, oder Lahaina werde vom Vulkan verzehrt werden. „Morgen, riefen Viele laut aus, Morgen sollt ihr die Macht der Pele sehen; das Beth-System hat keine Gewalt; es ist wie Wasser. Mona roa ka Pele (Allmächtig ist die Pele).

Aber wunderbar genug war Satans Reich in sich selbst getheilt, und arbeitete an seinem eigenen Untergang. — Es sind ein Paar bedaurungswürdige Wahnsinnige hier, welche den Geist der Pele zu besitzen wähnen, und die man für Besessene hält. Kaum war Pele in unserm Dorfe angekommen, so ging ihr ein solches besessenes Weib entgegen, und fragte sie: Wer bist du? Antwort: Ich bin die Göttinn Pele. Frage: Wie kommst du dazu, in mein Gebiet hereinzutreten? Pack dich auf der Stelle fort, und laß dich nicht mehr hier sehen! — Die Besessene that nun Alles, um den Ruf der neuangekommenen Pele zu schwächen; aber diese blieb standhaft, und sagte: Morgen werde sie ihre Macht offenbaren.

Der andere Morgen kam, und Alles war in Bewegung. Schon frühe eilte einer unserer tahitischen Lehrer zu mir, um mich zu fragen, ob ich nicht mit der Pele vor den Häuptlingen erscheinen wolle, die sich sämmtlich versammeln? Ich sagte ihm, ich werde thun, was die Häuptlinge wünschen; aber ich komme nicht, bis sie selbst nach mir schicken. Ich gab ihm nun Anweisung, wie sich unser ganzes Christenhäuflein bey der Sache benehmen solle, und er ging weiter.

Um 7 Uhr hörten wir ein lautes Geschrey: Pele kommt! Wirklich sahen wir vom Süden her am Meeres-Ufer herauf eine große Volksmenge heranziehen, an deren Spitze die vermeyntliche Göttinn stand. Nur langsam und in feyerlicher Stille bewegte sich der Haufen. Der Zug ging an unserm Hause vorüber. Pele, die an der Spitze desselben paradirte, hatte einen langen Spieß in der Hand, der auf beyden Seiten spitzig war; auch trug sie in der andern einen großen Fliegenwedel, der nach oben weiß, und nach unten schwarz war. Zu ihren beyden Seiten gingen ihre Töchtern, die eine Stange mit fliegendem Papiere trugen. Das Gesicht des alten Weibes war rasend und verzweiflungsvoll; und ihre langen, schwarzen Haare rollten wild um ihre Schultern her.

Sie kehrte ihr Gesicht ab, als sie an unserer Wohnung vorüberzog, und der große Haufe zog ihr in feyerlicher Stille, obwohl keine Achtung gegen sie verrathend, nach. Schon waren sämmtliche Häuptlinge in einem Kreise versammelt, um sie zu empfangen, und 2000—3000 Insulaner standen begierig um sie her, die jetzt ihre göttliche Wundermacht sehen wollten.

Als sie dem Kreise der Häuptlinge nahe kam, wendete sie sich an Hoapiriwahine, und es erfolgte folgendes Zweygespräch:

Pele. Ich bin jetzt da.

Der Häuptling. Auch wir sind Alle da.

Sie. Liebe zu Euch Allen.

Er. Ja, Liebe! vielleicht!

Sie. Ich stelle mich Euch dar, um mit Euch zu sprechen.

Er. Woher kommst du?

Sie. Ich komme von Tahiti, von England, von Amerika, wohin ich Euern König Rihoriho begleitet habe; aber jetzt bin ich wieder zu Euch zurückgekommen.

Er. Bist du darum gekommen, uns lauter Lügen zu sagen? Was hast du da in deiner Hand?

Sie. Ich habe den Speer der Pele und ihre Kahilis.

Er. Lege sie nieder! (Sie blickt umher, aber bewegt sich nicht.) Lege sie nieder, sage ich dir! (Sie läßt sie fallen.) Hast du nicht gesagt, du seyest Pele? Auch in andern Theilen der Welt, außer Hawaji, gibt es feuer-speyende Berge, aber der große Gott des Himmels regiert sie Alle, du aber bist ein Weib, wie die Andern auch. Es ist nur Ein Gott, der dich und uns gemacht hat, und wir haben nur einen gemeinschaftlichen Vater. Vormals hielten wir dich für einen Gott, und gaben dir unsere Schweine, unsere Hunde und unsere Kokus-Nüsse. Jetzt ist das Licht über uns aufgegangen, und wir haben alle unsere falschen Götter weggeworfen; du hast also nichts zu thun, als nach Hawaji zurückzugehen, dort Erdäpfel zu pflanzen, Fische zu fangen und Schweine zu mästen, und nicht mehr unter dem Volk herumzulaufen, und ihm zu sagen: gib dieß und das der Pele. Gehe du in die Schule, und lerne das Palapala, und schicke auch deine Töchter darein. Hier ist das gute Ding (indem er ein Buchstabier- und Liederbuch emporhielt); hier ist unser Grund; und jetzt muß ich noch eine Frage an dich machen, antworte mir ehrlich, und sage mir keine Lügen. Meine Frage an dich ist diese: Hast du das Volk immer angelogen oder nicht? Antworte, daß es Alle hören mögen.

Pele. Ich habe immer gelogen, und ich will jetzt nicht mehr lügen.

Der Häuptling. Denk' an dein Versprechen, und lüge nicht mehr, und laufe nicht weiter unter den

Leuten umher, sondern geh' nach Hause, und arbeite auf dem Felde.

Nun trat Kaikiöwa hervor, und sagte: Es ist jetzt die rechte Zeit, zu Jehova zu bethen, denn es sind viele Leute gegenwärtig, und Er allein ist unser Gott. — Unser tahitische Lehrer trat nun unter das Volk, und redete dasselbe also an: Laßt uns Alle die Augen aufthun, was sehen wir? Wir sehen diesen Abgesandten des Teufels von Hawaii nach Lahaina kommen, um uns Lügen vorzusagen, und uns glauben zu machen, unsere feuerspeyenden Berge stehen in ihrer Gewalt. Sehet umher, da steht das Volk von Lahaina, warum ist es zusammen gekommen? Etwa um zu Gott zu bethen? Keineswegs. Sondern um ein Kind des Teufels zu sehen; diese große Menge da, wie begierig ist sie nicht, zu hören, was der böse Geist zu sagen hat. Hören sie denn auch so gerne die Worte Jesu Christi? Gehet einmal nach dem Hause Gottes, und sehet nach; dort findet ihr nur erst ein Paar Hunderte; aber hier stehen Tausende. Laßt uns noch einmal unsere Augen auf dieses alte Weib hinrichten. Was ist ihr Grund, und welches sind die Zeichen und Siegel ihrer Macht? Ist sie wirklich der Gott des Vulkans, so muß sie vor dem Vulkan gelebt haben; jetzt laßt uns von ihr sagen, wie lange her es ist, daß er brennt. Ist sie wirklich ein Gott, so erzähle sie uns etwas von der Schöpfung der Welt. Hast du, Alte, den Adam, den Noa, den Abraham, hast du Jesum Christum gesehen? Wir sind da, um zu hören, sprich einmal. Bist du stark, so zeige uns deine Macht; bist du weise, lehre uns; bist du gut, so laß uns etwas Gutes sehen. Aber nein, da steht sie, und vermag nichts; sie muß sogar einen Wedel tragen, um die Fliegen von sich wegzuscheuchen, und einen Stock, um das arme Volk zu schrecken; und wenn sie hungrig ist, so läuft sie herum, und bettelt ihr Futter; sie machts wie ein hungriger Hund, der alle Wurzeln ausgräbt, und wenig frißt, oder wie die Mäuse, die in unserem Boden wühlen, und unsere

Erdäpfel auf dem Hügel verzehren. Laßt uns Gott preisen, der uns so weit erleuchtet hat durch sein Wort, und nicht zugab, daß uns Satans List und Bosheit verführen durfte.

Hier endete seine Ansprache ans Volk. Er las nun das schöne Lied der letzten Jubelfeyer, und bethete; und jetzt stand Pele auf, und warf alle ihre Götterzeichen ins Feuer, das vor ihr brannte. Auch ihren Speer wollte sie hineinwerfen, aber ein Häuptling rief ihr zu: Halt, du brauchst ihn, um den Boden damit zu graben. Noch ehe der Mittag kam, wurde dieser Speer mir zugesendet, den ich Ihnen anbey zuschicke, um ihn zum Andenken zu bewahren. Gewißlich denken Sie dabey an das Wort der Weissagung: „Der HErr wird regieren unter den Heiden, und richten unter den Leuten, und sie werden ihre Schwerter in Pflugscharen, und ihre Spieße in Sicheln verwandeln."

Bey diesem ganzen Hergang war die Hand der Vorsehung sichtbarlich, die Alles also leitete, daß aus dem anscheinenden Bösen viel Gutes hervorkam. Der Zusammenlauf des Volkes war groß, und Alle sahen die Verachtung, mit welcher die Häuptlinge das Weib behandelten, und hörten ihr lautes Bekenntniß, daß sie Lügen gesprochen habe, und jetzt hieß es allgemein: Stark ist die Palapala (christlicher Unterricht), sie hat die Pele überwunden. — Es ist ein muthmachender Gedanke, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in welcher die Wahrheit Gottes alle falschen Götzen verdrängen, und einen vollständigen Sieg über Alle, die den Götzen dienen, erringen wird. — Ich suchte Gelegenheit, das Weib zu sprechen, allein ich fand sie nicht, denn sie wurde auf der Stelle nach Hawaji zurückgeschickt." —

VIII. Abschnitt.

VIII. Abschnitt.

Fortsetzung der Reise. Ankunft zu Kaimu. Vorfälle auf der Reise nach Waiakea.

Von der Mündung eines ausgelöschten Kraters zum Andern nahmen wir jetzt in südlicher Richtung unsern Rückweg nach dem Meeres-Ufer hin. Wie alte Raub-Schlösser lagen sie in Trümmern da, indeß ihre Hügel mit fettem Grün bedeckt waren. Nachmittags 2 Uhr erreichten wir ermüdet das Meeres-Ufer, wo wir in einer einsamen Hütte an einem Trunk frischen Wassers uns erquickten. Das nächste Dorf war Kearakome, im Distrikte Puna. Dieses Dorf ist ungemein bevölkert, und die Einwohner schwärmten wie Bienen um uns her; aber zu unserm großen Leidwesen wurden wir gewahr, daß der größte Theil derselben berauscht war, was wir oft in diesen Dörfern wahrzunehmen Gelegenheit hatten. Sie bereiten sich dieses berauschende Getränk aus der Wurzel Ti oder dem Saft des Zuckerrohres, der in Gährung gebracht wird.

Wir hatten über 20 englische Meilen seit der Morgen-Stunde ungegessen zurückgelegt, und konnten jetzt nichts als ein Paar Erdäpfel erhalten. Hunderte von Insulanern wimmelten um unsere Hütte herum, und mit denen, die nüchtern waren, knüpften wir eine Unterhaltung an. Als sie vernahmen, daß wir auf dem Berge Kiravea gewesen seyen, waren sie darüber unwillig, daß wir von den Beeren gegessen hatten, und in den Schlund hinabgestiegen waren, indem sie sagten: Pele werde diese Beleidigung rächen, denn Pele sey ein furchtbares Wesen. Sie erzählten uns, wie sie erst vor 5 Monden sich eine unterirdische Straße gemacht, und das niedere Land überschwemmt habe.

Wir sagten ihnen jetzt, daß der morgende Tag dem Jehova, dem wahren Gott, geheiligt sey, und forderten sie auf, vor unsere Hütte zu kommen, um das Wort Gottes zu hören.

Den 3ten August. Willkommener Ruhetag, war die Sprache unserer Herzen, als wir das heitere Morgenlicht vom Tage des HErrn über Punas verwüstete Fluren aufgehen sahen. Nach großen Anstrengungen der verflossenen Woche war uns diese Ruhe nöthig, und wir fühlten uns glücklich, diesen Tag in diesem volkreichen Dorfe zuzubringen, da er uns Gelegenheit darbot, die Liebe des Heilandes vielen seiner Einwohner zu verkündigen, und sie einzuladen, ihr ewiges Heil zu suchen, das auch ihnen im Hause des Vaters bereitet ist. Den Tag über sammelten sich zu drey verschiedenen Malen etwa 300 der Dorfbewohner, um von dem wahren und lebendigen Gott etwas zu vernehmen; uns rührte die dürstende Lernbegierde, mit welcher sie jedes Wort aufnahmen, das wir mit ihnen redeten, und es zum Gegenstand verständiger Fragen machten. Mehr als einmal hörten wir aus ihrem Munde die Aeußerung: ihr habt vollkommen recht, wir sind blind und verfinstert; aber wir verlangen sehr, erleuchtet zu werden. Nach Sonnen-Untergang schloßen wir den Tag in einem gemeinsamlichen Gebeth, daß der Gott aller Gnade das verkündigte Wort durch die Kraft seines heiligen Geistes lebendig machen, und viele Seelen, die dasselbe gehört haben, aus der Finsterniß erretten, und in glückliche Bürger seines Reiches verwandeln möge.

Die Nacht war unruhig wegen den vielen stechenden Insekten-Schwärme, die uns von allen Seiten anfielen. Wir standen daher am 4. August vor Sonnen-Aufgang auf, empfahlen uns der Führung des HErrn, und zogen nach einem freundlichen Abschied unsere Straße weiter. Allmählig fing das Land an, eine lieblichere Gestalt anzunehmen. Wälder von Kokusnüssen zierten die oft tief ins Meer hinausragenden Landspitzen, und mit jedem Schritt fanden wir die Küste mit den Wohnungen der Eingebornen zahlreicher besetzt. Bey dem Dorfe Pulana zogen wir an einem großen Heiau vorüber, der dem Kriegsgott Tairi früher erbaut worden war, und in dem, wie uns unser Führer erzählte, viele Menschenopfer gefallen

seyn sollen. In einem andern wohlgelegenen Dorfe, Kupahua, das unter dem Schatten fruchttragender Bäume völlig verborgen ist, machten wir Halt, riefen die Einwohner zusammen, und sprachen zu ihnen von dem lebendigen Gott, der sich ihnen im Zustande ihrer Verlassenheit als Vater anbiete. Die Leute machten gar mancherley Fragen, und äußerten am Ende, es wäre gut, wenn wir uns ihrer erbarmen, und bey ihnen bleiben wollten. Da wir dieß nicht thun konnten, so mußten wir ihnen versprechen, bald wieder auf Besuch zu ihnen zu kommen.

Nachmittags drey Uhr kamen wir dem Dorfe Kaimu nahe, der Heimath unseres Insulaner-Freundes Mawä, der uns aus frommer Liebe bis hieher begleitet hat. Als er sein Dorf ansichtig wurde, lief er in aller Eile voraus, und jetzt sprangen seine jungen Freunde und Bekannten aus allen Hütten heraus, um ihn zu begrüßen, indem sie sich mit ihren Nasen berührten. Einige nahmen ihm den Huth ab, und setzten ihm einen Blumenkranz auf. Andere hiengen wohlriechende Kräuter um seinen Nacken. Als wir mit ihm in das Haus seiner Schwester eintraten, fiel sie ihm schluchzend um den Hals, und zog mit ihm frohlockend durchs Dorf. Schaaren von Jünglingen und Kindern folgten nach, und sangen auf seinen Namen, seine Geburt und die Geschichte seiner Familie ein freudiges Lied, das, wie wir vernahmen, bey seiner Geburt verfertigt worden war. Endlich kamen wir in seines Vaters Haus, wo sich ein Auftritt herzlicher Liebesergießung eröffnete, den wir ohne Rührung nicht betrachten konnten. Sein Vater weinte laut vor Freude, fiel ihm um den Hals, und setzte ihn auf eine Matte auf den Boden, während seine Brüder und Schwestern emsiglich in Liebes-Diensten mit einander wetteiferten. Einer band ihm die Sandalen los; ein Anderer wischte ihm den Schweiß von der Stirne; eine Schwester brachte ihm einen Trunk frischen Wassers; ein Bruder eine angezündete Tabakspfeife; Andere hiengen sich an seinen Arm, und vergossen Liebes-Thränen über seine Hände. Es war uns wohl bey diesen

Gefühlen natürlicher Liebe, die der fruchtbarste Boden sind für die höhere Liebe, die das Evangelium im Herzen entzündet.

Abends sammelten sich die Leute des Dorfes, um das Wort Gottes verkündigen zu hören. Unser Singen gefiel ihnen besonders wohl. Bruder Ellis verkündigte ihnen nun den lebendigen Gott, der den Himmel und die Erde gemacht hat, und sie Alle durch seinen Sohn zu retten bereit ist. Mehrere von ihnen riefen aus: Jehova ist ein guter Gott, ich verlange, Ihn zu meinem Gott zu haben.

Nach einer erquicklichen Nachtruhe standen wir am 5. August mit Tagesanbruch auf, und schon waren zahlreicher als den Abend zuvor die Einwohner vor der Hütte versammelt, und hatten sich unter den Bäumen gelagert, um mit einander über das, was sie gehört hatten, zu sprechen, und uns zu bitten, ihnen noch mehr von dem lebendigen Gott zu sagen. Nachmittags wandelten einige von uns auf die benachbarten Dörfer, in denen überall unter großen Schaaren eine reiche Ernte für das Reich Gottes einzusammeln wäre. Die Bevölkerung der Nachbarschaft mag sicherlich in etwa 2000 Seelen bestehen; und hier dürfte eine wohlgelegene Stelle für die Anlegung einer Missions-Station anzutreffen seyn. Die gut angebauten Felder der ganzen Gegend, so wie das anständige und sittsame Benehmen der Einwohner, lassen uns glauben, daß hier ein vorbereiteteres Völklein für das Evangelium Christi anzutreffen ist, als in manchen andern Dörfern, die wir durchzogen haben.

Den 6. August. Der alte Mawä und seine Familie thaten Alles, um uns unsern Aufenthalt so angenehm und nützlich wie möglich zu machen. Sein Sohn blieb im Hause zurück, und wir empfahlen ihm, seine Brüder und Schwestern im Lesen und Schreiben zu unterrichten, den Dorfbewohnern aus dem Worte Gottes vorzulesen, und den Sonntag mit ihnen zu feyern. Der alte Vater versprach uns, seinen Sohn aufs kräftigste zu unterstützen; und jetzt empfahlen wir sie in einem herzlichen Abschied

der Gnade Gottes, und zogen unsere Straße weiter. Unterwegs rief unser Führer Makoa, der sich zu unserer großen Freude mit unserm Geräthe wieder bey uns eingefunden hatte, in jedem Dorfe, durch das wir kamen, als königlicher Bote die Leute zusammen, und sagte ihnen, daß wir, um sie mit dem wahren und ewigen Gott bekannt zu machen, aus weiter Ferne hergekommen seyen, und daß sie jetzt unsern Worten aufmerksam zuhören, und denselben Gehorsam leisten sollen.

In einem dieser Dörfer, Opihikao, ließen wir uns nieder, und der Orts-Vorsteher lud uns freundlich ein, unter dem Schatten seines Baumes neben ihm auszuruhen, weil das Reisen in großer Mittagshitze beschwerlich sey. Kaum hatte er von unserm Führer den Zweck unserer Reise vernommen, so rief er alsobald seine Leute zusammen, damit sie vernehmen möchten, was wir ihnen zu sagen hätten. Bruder Ellis hielt jetzt eine Ansprache an die versammelten Einwohner, und wurde von denselben häufig durch den Ausruf unterbrochen: „Ich bin einer von denen, die dem HErrn dienen wollen; ich wünsche, durch Jesum Christum gerettet zu werden." — Wir zogen weiter, und erreichten Abends 5 Uhr das Dorf Keahialaka, wo der Häuptling der Provinz Puna wohnt. Wir fanden ihn krank, und entschlossen uns daher, über Nacht bey ihm zu bleiben; indeß einige von uns die benachbarten Dörfer durchzogen. Bruder Ellis blieb bey dem kranken Häuptling, der an einer Auszehrung darnieder lag, am Krankenbette, und sprach ihm zu, zu Jesu Christo, dem Arzt der Seele, seine Zuflucht zu nehmen. Er schien dem Aberglauben seiner Väter sehr anhänglich zu seyn, und äußerte, er habe jetzt alle Ceremonien verrichtet, um wieder gesund zu werden; aber es habe ihm nichts geholfen, und er würde gerne Alles thun, um am Leben zu bleiben; aber, setzte er hinzu, vielleicht muß ich sterben. Jetzt wurde ihm aufs Neue die Macht und Gnade unsers Gottes und Heilandes angepriesen, und er aufgefordert, lieber zu Ihm, als zu den Zauberformeln der Priester,

die nichts zu thun vermögen, seine Zuflucht zu nehmen, da der lebendige Gott nicht bloß den sterblichen Leib, sondern, was noch viel wichtiger sey, die unsterbliche Seele retten könne. Er hörte aufmerksam zu, und bat den Missionar, mit ihm zu Jesu Christo zu gehen.

Am andern Morgen, nachdem wir einen rührenden Abschied von dem kranken Häuptling genommen hatten, dessen Gemüth sehr bewegt war, zogen wir nach Pualaa weiter, wo wir den Vormittag in Gesprächen mit den Einwohnern zubrachten. Zwey heidnische Priester ließen sich mit uns in eine Disputation ein, und äußerten, sie glauben, ihre Jao (Tradition) von ihren Göttern sey eben so glaubwürdig, als die Nachrichten unsers Buches von Jehova; und nur der einzige Unterschied finde Statt, daß unsere Nachrichten ans Papier fest angemacht, und deßwegen besser erhalten und verständlicher seyen, als die ihrigen. Große Schaaren der Einwohner saßen umher, die mit gespannter Aufmerksamkeit auffaßten, was wir gegen die Einwürfe ihrer Priester zu bemerken hatten.

Von diesem Dorfe aus ging unser Zug nach der westlichen Spitze der Insel weiter. Die Gegend wurde immer schöner, und der Boden fruchtbarer, und die reizenden Hügel umher, die sichtbarlich alte, ausgebrannte Feuerschlünde sind, sind jetzt mit ganzen Wäldern hoher Fruchtbäume besetzt, die einen herrlichen Anblick gewähren. Auch diese ganze Gegend ist vulkanisch, und auf jedem Schritte findet man Spuren einer alten Zerstörung, welche auch in die Götterlehre der Einwohner dieser Gegend eingekleidet ist. Im Dorfe Kapoho machten wir Halt. Es ist die äußerste Spitze auf der Ostseite dieser Insel, und sichtbarlich ist sie durch vulkanische Ausleerungen vor noch nicht langer Zeit gebildet worden. Nach den Göttersagen bestand hier die Göttinn Pele einen schweren Kampf mit einem mächtigen Nebenbuhler, der sie zu überwinden drohte, bis sie endlich über ihn Meister wurde, und ihn von der Insel vertrieb. Nachmittags 5 Uhr erreichten wir Kaau, das letzte Dorf der Provinz Puna. Es ist stark bevölkert,

und das ganze Land umher fleißig angebaut. Ein schöner Wasserstrom, eine große Seltenheit der Insel, ergießt sich hier vom Gebirge her ins Meer, und macht das Land fruchtbar. Er ist der zweyte Strom, den wir bis ietzt auf unserm ganzen Wege angetroffen haben. Nachdem wir unsern Durst nach Herzenslust gelöscht hatten, legten wir uns zur Ruhe nieder, und am 9ten standen schon mit dem Aufgang der Sonne die Einwohner vor unserer Thüre, um zu vernehmen, was wir ihnen zu sagen hätten. Wir sprachen mit ihnen von dem einigen wahren und lebendigen Gott, und von dem Weg zum Heil, den Er durch Christum, seinen Sohn, der Welt bekannt gemacht hat. Dieses Heil geht uns nichts an, bemerkten sie, denn wir sind ein schlechtes Volk, das keinen Glauben hat.

Jetzt zogen wir weiter, und kamen, nach einem Zuge von 2 englischen Meilen durch einen herrlichen Wald, der großes Zimmerholz in Menge hat, glücklich und wohlbehalten in Wajakea an. Alsobald hatten wir die große Freude, unsere zwey geliebten Brüder hier anzutreffen, die uns gerade 8 Tage zuvor auf dem großen Vulkan Kiravea verlassen hatten. Sie hatten diese ganze Zeit über in der Provinz Ora, im Innern der Insel, umher gereist, und ein Dorf um das Andere besucht, und in allen Dörfern der Insulaner den begierigen Einwohnern die Botschaft verkündigt, daß das Reich Gottes nahe gekommen sey.

IX. Abschnitt.

Aufenthalt der Missionarien zu Wajakea. Beschreibung der Gegend. Fortsetzung ihrer Reise nach Laupahoehoe. Zug durch das Innere der Insel über das Gebirg bis nach Towaihae.

Dicke Nebel und starke Regengüsse sind in der Provinz Hiro häufiger als in irgend einem andern Theile der Insel. Auch wir zogen unter Nebel und Regen in dem großen Dorfe Wajakea ein, bis sich gegen Mittag der Himmel

aufheiterte, und sich eine herrliche Landschaft vor unsern Augen darstellte. Bald nach unserer Ankunft fanden sich die hier wohnenden Häuptlinge mit ihrem Volk in großen Schaaren in einer ansehnlichen Wohnung ein, um das Wort Gottes zu hören, denen Bruder Ellis über die Worte der Schrift: „Glücklich ist das Volk, dessen Gott der HErr ist!" eine eindringliche Ansprache hielt. Die Leute waren hier nicht so aufmerksam, wie an andern Orten. Nach der Ansprache erhob sich ein altes Weib in der Versammlung, und rief mit lauter Stimme aus, indeß Viele ihr zustimmten: „Mächtig sind die Götter von Hawaji, und groß ist Pele, die Schutzgöttinn der Insel." Ein Anderer fing an, ein Loblied zu Ehren der Götter zu singen, indeß die Meisten zuhorchten, und einige ein lautes Gelächter erhoben. Anfänglich hielten wir sie für Betrunkene; aber wir wurden bald versichert, sie seyen von den Göttern inspirirt, und Pele selbst sey in ihrer Mitte. Bruder Ellis fragte nun eine dieser begeisterten Priesterinnen, ob sie das Wort verstanden habe, das ihnen verkündigt worden sey? Ja, sagte sie, gar wohl, Jehova ist euer beßter Gott, und es ist recht, daß ihr Ihm dienet; aber Pele ist mein Gott, und der große Schutzgott von Hawaji. Vor alter Zeit ist sie vom Lande jenseits der Wolken zu uns hergekommen, und hat ihren Wohnsitz im Feuerberge aufgeschlagen. Jetzt fieng sie wieder an, ihren Göttergesang mit solchem Geschrey und Verzerrung ihres Gesichtes herzusingen, daß wir nur bisweilen ein Wort davon verstehen konnten. Missionar Ellis suchte ihr zu zeigen, daß sie noch keine richtige Vorstellungen von dem wahren Gott habe, der den Himmel und die Erde schuf, und Alles in der Welt, und so auch die feuerspeyenden Berge regiere. Sie wolle nicht läugnen, versetzte sie, daß Jehova ein Gott seye; aber Er sey nicht der einzige Gott; Pele sey auch ein Gott, und wohne in ihr, und sie sey hieher gekommen, um den kranken Häuptling Maro gesund zu machen. Als Missionar Ellis noch weiter mit ihr redete, nahm sie am Ende eine stolze

Miene an, und erklärte: Ich bin Pele, und werde nimmermehr sterben; wer mir nachfolgt, der lebt dort oben im Feuerschlunde immer mit mir fort, wenn nach seinem Tode seine Gebeine hineingeworfen werden. Du bist Pele? fragte sie Missionar Ellis. Ja, sagte sie, und war eben im Begriff, ihre Macht zu offenbaren, als Makoa, unser Führer, der bisher stille zugehört hatte, sie unterbrach, und sagte: Es ist wahr, du bist Pele, oder doch eine von Peles Partie; hast du nicht, seit du auf diese Insel gekommen bist, des Königs Land zerstört, sein Volk gefressen, und unsere Fischerplätze zu Grund gerichtet? wir haben nie etwas Gutes von dir gesehen; vielmehr hast du und deine Partie nichts als Unheil und Schaden angerichtet, und unser ganzes Land mit Lava überschüttet, daß seine Fruchtbarkeit ein Ende hat; wenn ich König wäre, so würfe ich dich und all die Deinigen ins Meer hinein, oder verbannte dich auf eine andere Insel; Hawaji wird nicht eher ruhig werden, bis du fort bist. — Dieser Auftritt war ganz unerwartet, und schien Mehrere in der Versammlung zu befremden. Die angebliche Pele sagte indeß: In früherer Zeit haben wir allerdings einige Landstriche überströmt; aber diese Landstriche gehörten entweder den Rebellen der Götter, oder grundschlechten Leuten; jetzt wohnen wir ruhig im Vulkan beysammen, und man kann nicht sagen, daß wir des Königs Volk zu Grunde richten. Nun wandte sie sich zornig an mehrere der anwesenden Häuptlinge, und fragte sie: Wer hat denn euch zu Grund gerichtet? Wahrlich nicht die Pele, sondern der Rum, den die Ausländer gebracht haben, nach deren Gott ihr so hungrig seyd; die Krankheiten der Ausländer und ihr Branntewein haben mehr von des Königs Leuten zu Grunde gerichtet, als alle Vulkane auf der ganzen Insel.

Missionar Ellis sagte ihr: es sey hoch zu bedauern, daß der Verkehr der Insulaner mit Ausländern Krankheiten unter ihnen verbreitet habe, die ihnen zuvor unbekannt gewesen seyen, und er hoffe, sie werden nun auch

die Segnungen des christlichen Unterrichtes und der Civilisation annehmen, welche ihnen jetzt von den frommen Einwohnern der Länder zugesendet werden, die ihnen zuvor Schaden zugefügt hätten. Die Trunkenheit sey von Jehova, dem Gott der Christen, gänzlich verboten, und Dieser habe erklärt, daß kein Trunkenbold in das Reich Gottes eingehen werde; aber, setzte Missionar Ellis hinzu, es schmerze ihn sehr, wahrzunehmen, wie sehr sie betrogen sey, und auch Andere betriege; sie solle sich unterrichten lassen, um einsehen zu lernen, wie falsch ihr Vorgeben sey, und sich reuevoll und bethend zu Jehova wenden, der seinen Sohn zum Heil der Sünder in die Welt gesendet habe, und der auch eine betrunkene Götzenpriesterinn wie sie von dem Verderben zu erretten bereit stehe. — Ich werde nicht sterben, rief sie aus, sondern immer durch mich selbst leben. Jetzt zog sich Missionar Ellis in seine Wohnung zurück; aber das versammelte Volk, welches diese Unterredung hoch interessirt hatte, blieb noch länger in sehr ernsthafter Unterhaltung beysammen. Eine Anzahl der Insulaner kam bald darauf in unsere Wohnung, und diese erklärten uns, sie halten es für ein großes Glück, dem Jehova zu dienen; und wenn ihnen ein Missionar zugesendet würde, so würden sie ihm gerne eine Wohnung, ein Schulhaus und eine Capelle bauen, und den Sonntag feyern.

Den 11. August. Den größern Theil des Tages wandten wir an, um den Hafen und die Umgegend genauer kennen zu lernen. Hier ist ein sehr fruchtbarer Boden und eine üppige Vegetation. Nachmittags besuchten wir den kranken Häuptling Maro, um ihn zu fragen, ob er christliche Lehrer schützen würde, wenn sie sich bleibend in seiner Nähe niederließen. Das könnte gut seyn, sagte er, und wenn der König und die Häuptlinge es billigen, so wünsche ich es auch. Zugleich nannte er uns mehrere Stellen, wo sie ihre Hütten aufschlagen könnten. Wir versicherten ihn, daß der König, der Gouverneur und die angesehensten Häuptlinge ganz damit zufrieden seyen, wenn

das Volk von Wajakea unterrichtet würde, daß wir aber auch seine Billigung zuerst wünschen, ehe unsere Lehrer von der Insel Woahu sich hier niederlassen. Er äußerte nochmals, daß er glaube, daß der Unterricht eine gute Sache sey, und wenn der König seine Einwilligung dazu gebe, so sey ers ganz zufrieden. Jetzt nahmen wir von ihm Abschied, und die beyden Missionarien, Thurston und Bishop, besuchten die entgegengesetzte Seite der Bay, wo sie einer Versammlung von 60 Insulanern das Wort Gottes verkündigten. Der Häuptling daselbst war sehr vergnügt darüber, und äußerte, er liebe das Palapala, und sey bereit, den Sonntag zu feyern. Indeß machte Missionar Ellis auf der Ostseite in mehreren Hütten seine Besuche, um die Leute zu fragen, ob es ihnen recht sey, wenn Missionarien kommen, um sie zu unterrichten. Im Allgemeinen gaben sie der Sache ihren Beyfall, und äusserten: sie hätten gar finstere Gemüther, und bedürfen des Unterrichtes. Einige unter ihnen schienen indeß daran zu zweifeln, ob es rathsam sey, wenn Fremdlinge sich in ihrer Mitte niederlasßen, indem sie schon gehört hätten, daß in andern Ländern in solchem Falle die Fremdlinge die Oberhand gewonnen, und am Ende die Eingebornen verdrängt hätten. Missionar Ellis bemerkte ihnen, bey den Missionarien würde dieß gerade der entgegengesetzte Fall seyn. Ihre blutigen Kriege, ihr grausamer Kinder-Mord, das herrschende Laster der Trunkenheit, und so manche daraus entspringende Krankheiten hätten, nach ihrem eigenen Geständniß, bereits drey Viertheile der Bevölkerung in den letzten 40 Jahren auf ihrer Insel hinweggerafft; und es sey wahrscheinlich, daß um derselben Ursachen willen das Volk von Hawaji in kurzer Zeit gänzlich vertilgt werden würde, wenn nicht diesem Unheil ein kräftiges Gegenmittel entgegengesetzt werde. Das kräftigste Mittel der Heilung finde sich nun im Christenthum und in dem heilsamen Einfluß, den der lebendige Glaube an den wahren Gott und seinen Sohn Jesum Christum, den Erlöser der Welt, über das Leben der Menschen

verbreite. Am Schlusse der Unterredung äußerten sie, es dürfte doch gut seyn, wenn Missionarien zu ihnen kommen und bey ihnen sich niederlassen wollten.

In der Gegend von Wajakea fließt ein schöner Strom, an dessen Ufern von Zeit zu Zeit Jahrmärkte gehalten werden. Die Einwohner des Südens bringen von der untersten Spitze der Insel her, Matten, schwarzes Tuch, Topa, große Vorräthe getrockneter Fische, und stellen sie auf der Südseite des Flusses auf. Die Einwohner des Nordens führen selbst von der nördlichsten Spitze der Insel her, Schweine, Tabak und gebackene Taro herzu, die auf der Nordseite des Flusses aufgestellt werden. Jetzt rufen sich von beyden Ufern die Käufer und Verkäufer zu, und werden ihres Handels einig, worauf dann auf einer kleinen Insel im Fluß die Waaren ausgetauscht werden. — Noch fließen zwey andere Bäche von den Bergen her in die Bay, und machen die Gegend lebhaft.

Das Land in der Umgegend von Wajakea ist das schönste, das wir bis jetzt auf der ganzen Insel angetroffen haben, was wohl den häufigen Regengüssen, die hier fallen, und dem glücklichen Umstande zuzuschreiben ist, daß schon seit langer Zeit diese Gegend keine vulkanischen Ueberschwemmungen erfahren hat. Eine üppige Vegetation bedeckt den Boden, der mit Plantanen, Bananas, Zuckerrohr, Taro, Erdäpfeln und Melonen reichlich angebaut ist. Wälder von Cokusnuß- und Brodfrucht-Bäumen sieht man in jeder Richtung, die mit Blättern und Früchten reichlich beladen sind. Meist sind hier auch die Häuser besser gebaut als in den Distrikten, welche wir bisher besucht haben.

Wir können, unter Betrachtung aller Umstände, nicht umhin zu glauben, daß hier eine Missions-Station an der rechten Stelle wäre. Die Fruchtbarkeit des Bodens, der Ueberfluß an frischem Wasser, die starke Bevölkerung, der besuchte Hafen und die freundliche Aufnahme, die wir gefunden haben, Alles vereinigt sich, diesem Platz vor vielen Andern den Vorzug zu geben, und ihn, so wie

Kairua, alsobald mit einigen Missionarien zu besetzen. — In der Bay befinden sich etwa 400 Häuser, und wenigstens 2000 Seelen, welche die Missions-Arbeit alsobald umfassen könnte; die volkreichen Dörfer südlich und nördlich nicht in Anschlag gebracht, die von Wajakea aus von Zeit zu Zeit besucht werden können.

Nachmittags hielt Missionar Ellis eine Ansprache an das Volk. In der Versammlung befanden sich auch 3 Insulaner von den Marquesas-Inseln, die seit 3 Wochen hier auf Besuch sind. Ellis fragte sie, von welcher Insel sie kommen? Von Fatuhiwa (St. Magdalena) sagten sie; auch leben 7 weiße Männer und 2 Neger auf ihrer Insel, die ihnen aber bis jetzt noch nichts von Jehova und Jesus Christus gesagt haben. Ellis fragte sie, ob sie glaubten, ihre Landsleute würden christlichen Unterricht und Lehrer aufnehmen? Ja, sagten sie, das würden sie gewiß thun. Aber ihr ermordet ja die weißen Leute, und esset sie, die Missionarien würden nicht sicher bey euch seyn. Diese Bemerkung schien einen starken Eindruck auf sie zu machen, bis sie ausriefen: O nein, o nein! Ihr würdet uns nichts zu Leide thun, und Euch sollte auch kein Leid unter uns geschehen.

Den 14. August. Die Zeit unserer Abreise war gekommen, und wir beschlossen, auf einer Canoe eine Strecke Weges nördlich auf dem Meere zu machen, weil die Gegend von hier bis Laupahoehoe noch sehr unwegsam ist. Die Boote der Insulaner sind lang, enge, leicht gebaut, und darum auch sehr schnell. Ein solches Boot ist immer nur aus einem Baumstamm gemacht. Einige derselben sind 70—80 Fuß lang, 1 oder 2 Fuß weit, und 3 Fuß tief. Sie sind in der Regel niedlich gemacht, und mit Zierrathen versehen. Ein einziger Mann kann daher oft mit seinem Boote schneller segeln, als eine ansehnliche Mannschaft auf den Canoeen der andern Südsee-Inseln. Auch mit den Segeln, die aus Matten niedlich verfertigt sind, wissen sie vortrefflich umzugeben.

Das Land, an dem wir in nördlicher Richtung hinaufsegelten, war fruchtbar und schön; auch schien eine ansehnliche Volksmenge darauf zu leben. Die zahlreichen Gärten und Pflanzungen an den Hügeln, oder an den Ufern der Bäche, die hier viel reichlicher als auf der Westseite zu finden sind, und sich rollend ins Meer hinabstürzen, bieten einen angenehmen Anblick dar. Die Küsten-Ufer sind steil, und die Felsen sichtbar vulkanisch.

Nach einer Fahrt von einigen Stunden erreichten wir Laupahoehoe. Nach langem, vergeblichem Suchen an der furchtbaren Wellenbrandung hin, die sich an den steilen Felsen bricht, um einen Landungsort zu finden, trafen wir endlich ein Loch durch einen Felsen, das kaum unsere Canoe durchließ, wo wir ans Land steigen konnten. Wir gingen zu der Wohnung des Häuptlings, wo uns einige Erdäpfel und Fische, die wir mitgebracht hatten, zum Mittagessen zubereitet wurden. Nach dem Essen sammelten sich die Einwohner um uns her, denen wir das Wort Gottes verkündigten. Die Insulaner bemerkten nachher, sie hätten bereits gehört, daß Lehrer zu Woahu sich befinden, die den König im Lesen und Schreiben unterrichten; auch habe man ihnen schon etwas von Jehova gesagt. Der große Gott sey sehr barmherzig, daß Er auch an sie denke.

Wir verließen noch an demselben Abend dieses Dorf, und setzten unsern Weg gegen das Gebirge hin fort. Auf einer Höhe von etwa 500 Fuß sahen wir ein neues, schönes Land vor uns, und auf dieser Hochebene setzten wir 5 englische Meilen weit unsern Weg nach dem Fuße des Berges Mouna Kea fort, wo wir ein kleines Dörfchen gerade vor Sonnenuntergang erreichten. Die Leute waren sehr freundlich, und nahmen uns mit großer Liebe auf; auch hörten sie mit großer Aufmerksamkeit zu, als wir von dem wahren und lebendigen Gott ein Wort zu ihnen redeten. Am andern Morgen, den 15ten, zogen wir weiter; der weite Anblick des Ozeans zu unserer Rechten, und die mit Schnee bedeckten Gipfel des Mouna Kea zur

Linken, boten einen imposanten Anblick dar. Das Land umher ist meist mit Waldungen bedeckt, und nur hie und da steht eine einsame Hütte in einem Kartoffeln-Felde. Unser Weg führte uns wieder gegen das Meeres-Ufer zurück, und wir traten um 10 Uhr in das schöne Thal Kora ein, das die Provinz Hiro von Hamakua trennt, bis wir endlich Abends das Dorf Taumoarii erreichten, wo wir die Nacht zuzubringen beschlossen. Die Leute des Ortes sammelten sich alsobald vor der Wohnung ihres Häuptlings, um von Jehova, dem wahren Gott, etwas zu vernehmen. Am Schlusse unserer Unterhaltung riefen viele derselben gerührt aus: Mahemake au ia Jesu Kraist; aroha nui o Jesu (Ich verlange Jesum Christum; groß ist die Liebe Jesu). Als wir uns zur Ruhe zurückzogen, nahm unser Führer Makoa das Wort, der die Leute gemeiniglich durch Erzählungen von unsern Reisen zu interessiren suchte; dießmal ließ er sich sogar in eine theologische Unterhaltung mit ihnen ein, und wir hörten ihn, unter den Insulanern sitzend, sagen: der Himmel sey ein Ort, wo es weder gesalzene Fische noch Bier gebe; aber das brauche man auch dort nicht, denn man werde niemals hungrig; allein um dorthin zu kommen, müße gar viel geschehen; wer nämlich dorthin kommen wolle, der müße friedlich mit seinen Nachbarn leben; er dürfe nicht träge seyn; besonders aber komme kein Kanaka opu nui ori (kein Mann mit einem großen Bauch) das heißt, kein Fresser in denselbigen hinein.

Den 16ten standen wir mit Tagesanbruch auf, und setzten unsere Reise über fruchtbare Gefilde von einem Dorf zum Andern weiter fort, bis wir Nachmittags 3 Uhr Kapulina erreichten. Hier fanden wir für zweckmäßig, uns in zwey Parthien zu trennen, um nicht bloß die Ufer, sondern auch das Innere der Insel genauer kennen zu lernen, und den Weg quer durchs Land, durch den Distrikt Waimea nach Towaihae, auf dem westlichen Ufer, zu machen, wo wir uns wieder finden wollten. Die beyden Missionarien, Thurston und Ellis, setzten

demnach ihre Wanderung durch die zahlreichen Dörfer um die nördliche Spitze der Insel herum fort, während die beyden andern Missionarien, Bishop und Goodrich, den Weg nach Waimea nahmen. Auf ihrem einzelnen Pfade, der sie über einen fruchtbaren Boden, und zum Theil durch wohlangebaute Gefilde hindurchführte, trafen sie nur da und dort ein kleines Dörfchen an, bis sie am 19. August des Morgens glücklich zu Towaihae ankamen, wo sie mit viel Freude empfangen wurden.

X. Abschnitt.

Waipio. Eine andere Freystätte. Begriffe der Insulaner von einem zukünftigen Leben. Waimanu. Halana. Berg Mouna Kea.

Noch am Abend des 16ten zogen die beyden Missionarien, Thurston und Ellis, aus, um in dem volkreichen Dorfe Waipio den Sonntag zuzubringen. Der Weg führte sie über einen steilen Felsenberg hinweg, von dessen Spitze aus die Reisenden einen großen Theil des nördlichen Gebietes überschauen konnten, das, gleich einer herrlichen Landschaft, mit seinen zahlreichen Dörfern, Pflanzungen und Bächen vor ihren Augen lag, und die Fruchtbarkeit der Gegend beurkundete. Unten am Fuße des Berges nahmen sie ihr Nachtquartier in einem kleinen Dorfe, in welchem der Häuptling sie freundlich empfing, und seine ganze Wohnung mit dem wohlriechenden Sandelholz durchräucherte, um sich seinen Gästen angenehm zu machen.

Am Morgen des 17ten machten wir mit Sonnenaufgang einen kleinen Ausflug in das romantische Thal, das rechts und links mit schönen grünenden Hügeln besetzt ist, indeß das Thal selbst einem großen Garten gleicht, in welchem alle Produkte der Insel, und besonders das Zucker-Rohr, in reichem Ueberflusse wachsen. Nach unserer Rückkehr hatten sich die Dorfbewohner versammelt, um das Wort Gottes zu hören. Es waren deren bey 300, die

mit großer Aufmerksamkeit zuhörten; besonders machte der Häuptling verständige Fragen über den Weg des Heils durch Jesum Christum; erkundigte sich auch nach der Veränderung, die auf den Gesellschafts-Inseln Statt gefunden habe, und fügte die Bemerkung hinzu: Hawaii sey ein finsteres Land, und werde sobald sein wahres Intresse nicht verstehen.

Als wir bey Sonnenuntergang uns vor die Thüre der Hütte niedersetzten, drang auf einmal ein Jammergeschrey in unser Ohr; eine arme Frau in einer benachbarten Hütte hatte gerade den Geist aufgegeben. Dieser Umstand leitete unsere Unterhaltung auf den Tod, und den Zustand der Seele nach dem Tode, so wie auf die Nothwendigkeit, sich durch ein gottseliges Leben auf diese entscheidende Veränderung vorzubereiten. Der Mond war gerade am Horizonte aufgegangen, und verbreitete sein mildes Licht über das schöne Thal. Alles war heiter und stille, und nur noch das Sausen der Insekten wurde im Grase gehört. Wenn wird die Zeit kommen, wo am stillen Abend die Kirchenglocke die friedlichen Einwohner an eine ewige Welt erinnert, der wir Alle entgegen sehen.

Am 18ten machte Bruder Thurston einen kurzen Ausflug das Thal hinauf, um die Bevölkerung kennen zu lernen, und den Einwohnern zum erstenmal die Freuden-Botschaft von einem lebendigen und ewigen Gott zu bringen. Das ganze Thal ist trefflich angebaut, und faßt eine große Anzahl von Dörfern in sich, die stark bevölkert sind. Dem Missionar Ellis erzählte der gesprächsame Häuptling, bey dem er zurückgeblieben war, einige seiner Göttergeschichten: In den Tagen des Königs Umi, als dieser gerade zu Waipio ein Menschenopfer darbrachte, hörte er am Altare eine Stimme seines Gottes, die aus den Wolken mit ihm sprach, und noch mehr Menschen forderte. Der König brachte ein Schlachtopfer ums Andere dar, und die Götterstimme forderte immer noch mehr Menschenblut, und doch hatte der König bereits seine ganze Begleitung geopfert, bis auf seinen größten Liebling, den

er anfänglich hinzugeben sich weigerte; aber der Gott ließ nicht nach, auch diesen zu fordern, und er schlachtete ihn, so daß nur er und der Opferpriester von der ganzen Gesellschaft noch übrig war. Ueber 80 Opfer hatte er am Altare dargebracht, um die laute Stimme seines Gottes zu befriedigen. Welch eine Lektion für die Christenwelt! Von hier aus besuchten wir eine berühmte Freystätte der Gegend, welche auf der Insel die Zweyte, und für den ganzen Norden derselben die Einzige ist. Wir versuchten es, in das heilige Gemäuer hineingelassen zu werden, aber es wurde nicht geduldet. Man versicherte uns, daß nur ein König die Stätte besuchen dürfe, der jedesmal eine Opfergabe bringen müßte. Ein roh ausgehauenes, steinernes Götzenbild steht in diesem Gemäuer, das zu Ehren eines verstorbenen Königes aufgerichtet seyn soll, dem diese Stätte geweihet ist. Abends kamen bey 300 Insulaner vor der Wohnung ihres Häuptlings zusammen, an welche Missionar Ellis eine Ansprache hielt. Die Leute waren ungemein aufmerksam, und unterbrachen oft die Rede mit lauten Ausrufungen: Jehova ist ein guter Gott! Groß ist die Liebe des lebendigen Gottes! rief der Andere. — Nachher setzten sie sich unter dem Schatten der Bäume zusammen, und sprachen mit einander über das, was sie gehört hatten. Ihr Verlangen war brennend und allgemein, daß ein Missionar bey ihnen sich niederlassen möchte, um über göttliche Dinge vollständig unterrichtet zu werden. Ausser den zahlreichen Dörfern, die am Meeresufer hinauf liegen, bewohnen wenigstens 1300 Insulaner dieses abgelegene Thal. Dieser Umstand, so wie die Fruchtbarkeit des Bodens, der Wasserreichthum, die leichte Communikation mit der Hauptstadt Kairua, und vor Allem die Lernbegierde der Einwohner machen es wünschenswerth, daß hier eine weitere Missionsstelle errichtet werden möge. Nach dem Abendessen suchten wir Gelegenheit, die Begriffe dieser Leute über den Zustand der Seele nach dem Tode genauer kennen zu lernen; aber alles, was sie uns hievon sagten, war so widersprechend und fabelhaft, daß wir nicht

entdecken konnten, ob sie wirklich einen bestimmten Begriff von der Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode haben. Einige von ihnen behaupteten, die Seelen der Verstorbenen ziehen an den Ort der Nacht, wo sie von den Göttern aufgezehrt werden; Andere sagten, sie kommen in die Gegenden, wo Akea und Miru wohnen. Akea soll ihr erster König gewesen seyn, und als dieser zu Waipio starb, stieg er auf eine Felsen-Insel in der Unterwelt hinab, und gründete dort ein Königreich. Miru, sein Nachfolger, schloß sich nach seinem Tode an Akea an, und theilte mit ihm die Regierung. Ihr Land ist ein Ort der Finsterniß, und ihre Speise besteht in Eidexen und Schmetterlingen. Zu ihnen ziehe nun Hawaihi hinab, jedoch sey noch keiner der Verstorbenen an das Tageslicht zurückgekehrt, sondern alles, was sie hievon wissen, bestehe in Träumen und Visionen der Priester. Besonders stehen die Könige von Hawaji unter der Aufsicht des Miru, dem Pluto der Insel, der bisweilen einen Boten an das Tageslicht herauf schicke, um sich zu erkundigen, was die Könige treiben. Dieser Hades der Sandwichs-Insulaner hat große Aehnlichkeit mit den frühern Begriffen der Gesellschafts-Insulaner von der Schattenwelt; auch diese hatten ihren Miru, zu dem die Könige und Helden hinabzogen, um Hand in Hand in einem ewigen Kreislauf um ihn herum zu tanzen.

Am 19ten mit Tagesanbruch verabschiedeten wir uns nicht ohne innige Rührung von dem gastfreundlichen Häuptling dieses Ortes und seinem gutmüthigen Völkchen, die uns an das Meeresufer begleiteten, um uns auf einer Canoe nach dem nächsten Distrikt im Norden fahren zu sehen. Wir flehten zum HErrn, daß diese braven Insulaner doch recht bald des Lichtes und der Segnungen des Christenthums sich erfreuen möchten. Das Ufer, an dem wir hinsegelten, war in hohem Grade romantisch und schön, und an mancher Stelle steigen in gerader Linie die Felsen 600 Fuß über die Meeresfläche empor. Da und dort fiel in rauschender Cascade ein Bach über

das steile Felsenufer in den Ocean hinab. Nicht selten stürzten sich von erstaunlicher Höhe einzelne Insulaner in den Meeresgrund hinab, und schwammen munter unserer Canoe voraus, bis sie an einem Felsenstück, wie die Gemsen, wieder auf die Anhöhe hinauf kletterten. So fuhren wir auf eine ungemein genußreiche Weise etwa 6 englische Meilen nach dem Dorfe Waimanu, wo wir landeten, und bey dem Häuptling Arapai eine freundliche Aufnahme fanden. Die ganze Gegend ist malerisch schön, und an manchen Stellen in hohem Grade entzückend. Wir besuchten ein Dorf ums Andere, wo immer mehrere Hundert Insulaner zusammen kamen, um das Wort Gottes zu hören. Besonders waren die Einwohner von Waimanu im eigentlichen Sinne des Wortes hungernd und dürstend nach Erkenntniß der Wahrheit; schaarenweise sammelten sie sich um uns her, und wir mußten immer zwey und dreymal wiederholen, was wir ihnen vom wahren und lebendigen Gott sagten, um es tief in ihr Herz aufzunehmen. Besonders willkommen war ihnen die Botschaft von einem Erlöser Jesus Christus, von dem sie nicht genug hören konnten. Wir mußten ihnen ganz umständlich sagen, wie sie zu Ihm bethen sollen. Wir versicherten sie, sie dürfen zu Jehova bethen, wie ein Kind mit seinen Eltern spricht, und getrost glauben, daß Er stets geneigt sey, auf ihr Gebeth zu hören, und ihnen Gutes zu erzeigen. Aber daran hatten sie noch nicht genug, wir mußten ihnen in eigenen kurzen Gebethsworten sagen, wie sie den Namen Gottes preisen, Ihm ihre Sünden bekennen, und Ihn um etwas Gutes bitten sollen. Und dieses mußten wir ihnen so oft wiederholen, bis sie es wörtlich uns nachsprechen konnten. In seiner großen Freude schickte der alte Häuptling nach einem sechszehnjährigen Knaben, den er sehr zu lieben schien; und nachdem er und seine Frau dem Knaben dringend zugesprochen hatten, auf jedes Wort genau Acht zu geben, das wir reden, mußten wir ihm diese Gebethe so lange vorsprechen, bis er sie ohne Fehl fest im Gedächtniß inne hatte.

Dieß machte den guten Leuten die größte Freude, und sie sagten, der Knabe werde es nimmermehr vergessen, und er könne es ihnen wieder sagen, wenn sie es vergessen sollten. Wirklich schien dem größern Theile der Einwohner die Botschaft von einem ewigen Leben bey Gott das Erfreulichste zu seyn, das sie jemals gehört haben. Ganz entzückt rief oftmals die Gattinn des Häuptlings laut aus: Wie, darf ich das wirklich glauben, daß mein Geist nimmermehr sterben wird? Ist das wirklich gewiß, daß dieser arme Leib einmal wieder leben soll? Sie war kränklich und lahm; und als wir uns zur Abreise anschickten, griff sie begierig nach zwey Krücken, und wandelte mit uns bis zum Meeresufer hinab, wo die guten Leute, und besonders diese Frau, unter einem Thränenstrom sich von uns verabschiedeten, während wir unsere Reise nach Honokane, im Distrikt Kohala, zu Wasser fortsetzten; sämmtliche Einwohner stellten sich auf einen hohen Felsen, und winkten uns von ihrer Anhöhe so lange glückwünschend nach, bis sie uns endlich aus dem Auge verloren. Wir flehten inbrünstig zum HErrn, daß Er durch seinen heiligen Geist das ausgestreute Saamkörnlein der Wahrheit in ihren Herzen Wurzel fassen lassen, und ihnen bald Gelegenheit schenken möge, durch einen Boten des Heils mit dem Evangelio des Friedens gründlich bekannt gemacht zu werden.

Um Mittag landeten wir im Dorfe Honokane, das etwa 8 Stunden von Waimanu entfernt ist. Eine Frau, die in dieser Gegend regiert, Ihikaina, eine Schwester des Arapai, nahm uns hier gastfreundlich auf, und erquickte uns mit trefflicher Milch, die wir als Seltenheit köstlich fanden. Eine große Schaar der Einwohner hörte hier dem Worte Gottes zu, jedoch nicht so lernbegierig, wie es zu Waimanu der Fall gewesen war.

Um 4 Uhr Nachmittags zogen wir weiter nach dem Dorfe Pololu, das in einem gut angebauten Thale liegt, durch welches ein rauschender Waldbach hinströmt. Auch hier ist das Land schön, fruchtbar und ansehnlich bevölkert,

obgleich die Hütten der Eingebornen zerstreut auseinander liegen. Ein Amerikaner, Herr Parker, hat sich in diesem abgelegenen Winkel des Weltmeeres unter den Insulanern angesiedelt, und einen großen Strich Landes angebaut. Abends 7 Uhr zogen wir in Halaua ein, wo Miomioi, ein Liebling des verstorbenen Königs, residirt. Dieser nahm uns ungemein herzlich auf, und ließ uns in seiner Hütte ein Nachtlager bereiten. In diesem Dorfe ist der verstorbene König Tamehameha geboren, wo er, ehe er Herr der Sandwichs-Inseln wurde, ein kleines väterliches Erbgut besaß. Tamehameha scheint sich frühe durch Charakterstärke, Unternehmungsgeist und rastlose Beharrlichkeit in seinen Entwürfen ausgezeichnet zu haben. Dazu besaß er einen riesenhaften Körperbau, und war in allen kriegerischen Spielen seines Vaterlandes der geübteste Mann; so schwang er sich nach und nach zur absoluten Herrschaft über die Sandwichs-Inseln empor. Er wußte nämlich eine Anzahl junger Häuptlinge seines Alters für seine ritterlichen Züge zu begeistern, und an seine Eroberungsplane anzufesseln, während sein starker Geist das Ganze fesselte. Große Unternehmungen waren sein süßestes Vergnügen, und was Andere für unausführbar hielten, das betrachtete er als leichtes Kinderspiel. Miomioi führte uns an eine Stelle am Meeresufer, wo ein wenigstens 100 Fuß hoher Felsen von ungeheurer Größe den Zutritt zum Ufer hinderte. Tamehameha und seine Gefährten ließen nicht nach, bis sie einen Weg durch den Felsen gehauen hatten, der sie zum Ufer hinab führte.

Wir zogen nun in nordwestlicher Richtung weiter. Der Boden war allenthalben fruchtbar, und wir fanden überall ein reiches Pflanzenleben. Je weiter wir der nordwestlichen Spitze uns näherten, desto mehr fanden wir die Ufer von großen Einschnitten durchbrochen, welche Bayen bildeten, die den Einwohnern wegen der Erleichterung des Fischfanges unschätzbar sind. Die Gegenden, die wir heute durchzogen, waren noch volkreicher als die Dörfer, die wir Tags zuvor auf dem Wege angetroffen

haben. Jedoch waren die meisten Einwohner nach den Bergen ausgezogen, um für den König Sandelholz zu suchen. Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir Owawarua, ein ansehnliches Fischerdorf, das der nördlichsten Spitze der Insel nahe liegt, und da wir sehr ermüdet waren, so nahmen wir hier eine Canoe, und segelten nach Towaihae hinab, das etwa 8 Stunden von diesem Dorfe entfernt liegt, und wo unsere beyden Brüder, Bishop und Goodrich, einige Tage zuvor glücklich angekommen waren. Auf unserm letzten Zuge, die nordwestliche Küste herab, hatten wir etwa 600 Wohnungen der Eingebornen angetroffen, die sich aber größtentheils in den Wäldern zerstreut fanden, um Sandelholz einzusammeln, und denen wir daher nicht so oft, als wir wünschten, die frohe Botschaft von dem Heile in Christo verkündigen konnten.

Eine der größten Wohlthaten, welche schon die Abschaffung des Götzendienstes den Einwohnern dieser Insel gebracht hat, ist die gänzliche Auflösung des Tabu-Systemes, dessen zerstörende Wirkungen wir nicht selten auf unserm Wege angetroffen haben. Dieses Tabu bildete nämlich einen wesentlichen Theil ihres grausamen Götzendienstes, und war eine Hauptstütze desselben. In den meisten polynesischen Dialekten bezeichnet nämlich Tabu etwas, das den Göttern geheiligt oder geweiht ist. Darunter ist nun keine moralische Eigenschaft verstanden, sondern es drückt bloß die Unantastbarkeit einer solchen Sache für den gewöhnlichen Menschen aus. Diejenigen Häuptlinge der Inseln, welche ihre Abkunft bis zu den Göttern zurückführen, heißen arii tabu, Häuptlinge, die wegen ihrer Verwandschaft mit den Göttern für heilig gehalten werden; und ein Tempel ist wahi tabu, weil er von den Göttern ausschließend bewohnt wird. Das Gegentheil hievon ist noa, gemein, was Jedermann gestattet ist.

Dieses Tabu war eine der merkwürdigsten Institutionen unter den Bewohnern der Südsee-Inseln, und wird mit kleinen Veränderungen nur auf diesen angetroffen.

Ob es gleich auf bürgerliche Zwecke sowohl als auf religiöse angewendet ward, so war es doch eine ausschließend religiöse Ceremonie, die nur von den Priestern verrichtet werden durfte; und es war eine Art von Polizeydienern auf jeder Insel aufgestellt, welche darüber wachen mußten, daß ein Tabu streng beobachtet wurde. Dieses Institut des Tabu-Systemes ist so alt als jeder andere Zweig des Aberglaubens, von dem es einen wesentlichen Theil ausmacht; und die Anwendung desselben galt entweder Einzelnen oder Allen, auf längere und kürzere Zeit, oder für immer. Die Götzen, die Tempel, die Person und der Name des Königes und sämmtlicher Mitglieder der regierenden Familie, die Personen der Priester, ihre Wohnungen, Kleider und Geräthschaften, so wie die Köpfe derer, die sich einem besondern Götzen als Aszeten geweiht hatten, waren immer ein Tabu, eine geweihte Sache, die auf keinerley Weise verletzt werden durfte. Das Fleisch der Schweine und Vögel, mehrere Gattungen von Fischen, Brodfrüchte, so wie alles, was als Opfergabe den Göttern dargebracht wurde, war Tabu, und der Gebrauch davon bloß den Göttern und den Priestern, bisweilen auch andern Männern, aber nie dem weiblichen Geschlechte gestattet.

Bisweilen wurde eine ganze Insel oder ein Distrikt tabuirt, und dadurch in einen solchen Blokade-Zustand versetzt, daß sich ihm kein Mensch ohne Todesstrafe nähern durfte. Gewisse Frucht- oder Fischgattungen wurden für bestimmte Zeiten tabuirt, und Niemand durfte sie essen, der nicht des Todes sterben wollte. War ein Tabu allgemein, so durften die Männer keine ihrer gewöhnlichen Arbeiten verrichten, sondern mußten den Versammlungen in den Heiaus beywohnen, wo Morgens und Abends Gebethe verrichtet wurden. War das Tabu strenge, so mußten alle Feuer auf der Insel ausgelöscht werden; Keiner durfte mit seinem Boote aufs Meer gehen; Niemand durfte baden; Keiner sich ausserhalb seiner Thüre sehen lassen; kein Hund bellen, kein Schwein grunzen, kein Hahn krähen, wenn nicht das Tabu gebrochen, und der Zweck desselben

zernichtet werden sollte. Bey diesen Gelegenheiten band man den Hunden und Schweinen den Rüssel zu, und versteckte die Hühner unter einen großen Korb. — Ging ein Häuptling aus, so mußte sich Jedermann auf das Angesicht zu Boden werfen, und selbst der König und die Priester durften nichts anrühren, und das Essen mußte ihnen von einem Andern in den Mund gesteckt werden.

Das Tabu wurde gemeiniglich durch einen Ausrufer der Priester laut verkündigt, wobey alle Lichter ausgelöscht werden mußten. Wer dasselbe brach, wurde augenblicklich mit dem Tode bestraft, wenn er nicht mächtige Freunde unter den Priestern hatte. Ein solcher ward gewöhnlich den Göttern geopfert oder erwürgt. Ein System, das so allgemein in seinem Einfluß und so unbeugsam in seinen Forderungen war, trug mächtiglich zur leiblichen und geistlichen Unterjochung der Eingebornen bey. Nur der König, die geweihten Häuptlinge und die Priester waren von diesem Bannfluche nicht leicht erreichbar, aber das Volk schmachtete hülflos unter seiner Tyranney. Besonders schwer lag der Druck desselben auf dem weiblichen Geschlecht. Von seiner Geburt an war es dem Mädchen nimmermehr gestattet, einen Bissen Speise zu genießen, der in des Vaters Hand gelegen hatte, oder an seinem Feuer gekocht war. Während der Knabe mit dem Vater zu Tische saß, mußte die Mutter draussen vor der Thüre auf dem Boden liegen, und warten, bis ihr etwas gereicht wurde.

Eben darum ist es nun kein Wunder, wenn die Abschaffung des Tabu, und die dadurch bewirkte Auflösung der tyrannischen Fesseln, unter denen das ganze Volk seufzte, ein Gegenstand ununterbrochener Glückwünschungen auf diesen Inseln ist; und der geringste Versuch, diesen Gräuel wieder zurückzurufen, würde unausbleiblich mit einem allgemeinen Volksaufstand begleitet seyn. Das einzige Tabu, das sie nunmehr haben, ist der Sonntag, den sie La Tabu (heiligen Tag) nennen, und mit seiner Feyer ist Jeder wohl zufrieden. Wir dürfen getrost hoffen, daß das Christenthum, das nur solche Verpflichtungen

auferlegt, welche moralischer Natur sind, und zur wahren Wohlfahrt des Menschen gereichen, nach diesen Vorbereitungen einen desto freudigern Zutritt zu allen Hütten und Herzen dieser Einwohner finden wird, nachdem sie die Tyranney der Finsterniß so tief gefühlt, und ihr wenigstens in Hinsicht auf ihre Anforderungen so gram geworden sind.

Nachdem wir mit des HErrn Hülfe unsere Reise glücklich vollendet, manche wichtige Beobachtungen zu zweckmäßiger Anlegung von Missions-Stellen auf dieser Insel eingesammelt, und uns wieder gemeinschaftlich gefunden hatten, eilten wir über Kairua, wo der Gouverneur über unsere eingesammelten Nachrichten und Vorschläge höchlich vergnügt war, und zu ihrer Ausführung den kräftigsten Beystand versprach, nach unserm geliebten Lahaina, auf der Insel Woahu, zurück, um die erforderlichen Anstalten zu treffen, die vorgeschlagenen Missions-Stellen auf Hawaji bald möglichst mit einigen aus unserer Mitte und einigen tahitischen Brüdern zu besetzen. Hier ist ein großes Erntefeld für das Reich Gottes einzuthun; lasset uns inbrünstig bethen, daß der Geist des HErrn reichlich über das verkündigte Wort sich ergießen, und diese verfinsterten Insulaner durch die seligmachende Erkenntniß Christi auf ewig beglückt werden mögen.

Leider haben wir die Königinn Mutter, Keopuolani, krank angetroffen, aber ihr Herzenszustand macht uns große Freude; sie wächst sichtbarlich in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi, gewinnt täglich mehr Freudigkeit und Glaubensmuth, seinen Namen zu bekennen, und das Beyspiel dieser Königinn, der ersten Person im ganzen Lande, dürfte, unter der Mitwirkung der göttlichen Gnade, ein mächtiges Förderungsmittel zur Anpflanzung des Christenthums auf diesen Inseln werden. Diese Sache ist ihrem Herzen die wichtigste Angelegenheit geworden. Möge der HErr ihr Leben so lange fristen, bis sie die Freude hat, die Kirche Christi in ihrem Vaterlande eingewurzelt und gegründet zu sehen.

XI. Abschnitt.

Allgemeine Schluß-Bemerkungen.

Die Regierung der Sandwichs-Inseln ist eine absolute Monarchie; die höchste Würde ist erblich. Der Rang der obern und untern Häuptlinge, die Aemter der Priester und andere Ehrenstellen gehen vom Vater zum Sohne über, und dauern oft durch viele Generationen in derselben Familie fort, obgleich das Ernennungsrecht zu diesen Würden von dem König allein abhängt.

Vier besondere Stufen bürgerlicher Auszeichnung treten unter ihnen hervor. Den höchsten Rang behauptet der König, die Königinn und sämmtliche Mitglieder der regierenden Familie; an ihn schließt sich unmittelbar der erste Staats-Minister des Königs an, der nach ihm das größte Ansehen unter dem Volke besitzt. Den zweyten Rang haben die Statthalter der verschiedenen Inseln, so wie die Häuptlinge mehrerer großen Provinzen inne; diese sind gemeiniglich Lieblinge und Waffengefährten des Königes, und gehören zu seiner Umgebung. Den dritten Rang nehmen diejenigen ein, die entweder einem ganzen Distrikte oder einzelnen Dörfern vorstehen, und für das Land, das sie inne haben, und das sie wieder in kleinen Lehen an ihre Untergebenen austheilen, eine regelmäßige Abgabe an die Regierung bezahlen. In diese Klasse gehören die meisten Häuptlinge der Insel, die gemeiniglich Landeigenthümer genannt werden, so wie auch zur Zeit des Götzenthums die Priester an sie sich angeschlossen hatten. In den vierten Rang gehören die Handwerker, und überhaupt alle arbeitenden Volksklassen, die entweder ein kleines Stück Land zur Miethe besitzen, oder den Häuptlingen das Land bauen.

Während einer langen Zeit ihrer Geschichte hatten nicht nur die einzelnen Inseln, sondern auch einzelne Provinzen derselben, ihre eigenen, unabhängigen Könige, die, wie es scheint, erst unter der Regierung des letzten Königes,

unter einem höchsten Oberhaupte vereinigt wurden. Der König wird nämlich auf jeder Insel als der Herr und Eigenthümer, vermöge des Eroberungsrechtes, anerkannt. Als Tamehameha den größern Theil der Inseln unterjochte, so theilte er sie unter seine Lieblinge und ausgezeichnetsten Kriegsobersten unter der Bedingung aus, daß sie ihm nicht nur Kriegsdienste leisten, sondern auch einen Theil der Landeserzeugnisse als Tribut abliefern müßen. Jede Insel wird auf diese Weise vom Könige einem angesehenen Häuptling übergeben, der zwar der Regent derselben, aber dem Könige untergeordnet ist, und seine Befehle in allen Stücken vollziehen muß. Jede Insel wird in eine Anzahl von Provinzen abgetheilt, von denen jede bisweilen ein Landgebiet von 20 bis 25 Stunden in sich faßt; diese Provinzen, denen oberste Häuptlinge vorstehen, theilen sich wieder in Distrikte und Dörfer, die sich bisweilen auf zwey bis drey Stunden an der Meeres-Küste hinziehen.

Bis eine christliche Mission auf diesen Inseln begann, hatten die Sandwichs-Insulaner keine geschriebene Geschichte, so wie keine geschriebenen Gesetze, und das Herkommen der alten Zeit, das Jeder gut verstand, oder der Wille des Königs entschied in jedem einzelnen Falle. Seit dem ersten Beginnen, das Christenthum unter diesem Volke auszubreiten, ist nun auch ein wohlthätiger Anfang damit gemacht worden, ihre Gesetzes-Verfassung zu verbessern, und Recht und Ordnung auf diesen Inseln einzuführen.

Die Abstammung der Bevölkerung dieser Inseln-Gruppen im stillen Meere geschichtlich aus den sparsamen Spuren einer alten Tradition, und durch sorgsame Vergleichung vorhandener Thatsachen zu erforschen, war bey jeder Veranlassung Gegenstand unserer Aufmerksamkeit gewesen. Allein jede Spur alter Tradition ist in ein solches Gewirr fabelhafter Legenden eingehüllt, daß es wohl unmöglich seyn dürfte, auf dem Weg der Geschichte eine sichere Vermuthung auszumitteln. Es ist fast allgemein angenommene Ansicht, daß die verschiedenen Stämme, welche die

Inseln des stillen Meeres bewohnen, asiatischen, und wahrscheinlich malayischen Ursprungs seyen. Bey einem großen Theil derselben wird auch wirklich diese Muthmaßung durch eine Mannigfaltigkeit vorhandener Thatsachen unterstützt, welche nur auf diesem Wege erklärbar sind; aber in besonderer Hinsicht auf diejenigen Inseln-Gruppen des stillen Meeres, mit denen wir bis jetzt genauer bekannt geworden sind, bedarf diese Voraussetzung noch weiterer Bestätigungsgründe, wenn sie einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit gewinnen soll. Die Eingebornen des östlichen Theiles von Neu-Holland, mit den mächtigen Inseln-Gruppen ihrer nördlichen Umgebung, Neu-Caledonien, die neuen Hebriden und Fitschis-Inseln mit eingerechnet, scheinen zu einem und demselben Volks-Stamme zu gehören, und von den nördlichen asiatischen Inseln herzukommen, da ihre Haut schwarz und ihr Haar wollicht und gekräuselt ist, wie dieß bey den Bergbewohnern mehrerer asiatischer Inseln der Fall ist. Aber die Einwohner aller östlich von den Fitschis gelegenen Inseln, auch Neu-Seeland mit eingerechnet, haben doch ihren ganz eigenthümlichen Charakter, obschon sie manche Aehnlichkeit mit den Erstern besitzen. Die Eingebornen der Chatham-Insel und Neu-Seelands im Süden, die Sandwichs-Insulaner im Norden, die Freundschafts-Inseln im Westen, bis zur Oster-Insel hin, im tiefsten Osten, mit allen dazwischen liegenden Inseln, bilden gemeinschaftlich nur Ein Volk. Ihre Götterlehre und Tradition, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Sprache und ihr ganzer Körperbau sind, so weit wir bisher mit denselben bekannt zu werden Gelegenheit hatten, überall dieselben, und in vielfacher Hinsicht von den Inseln-Bewohnern im Westen von Tongatabu verschieden, und es ließe sich eine mannigfaltige Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Ur-Einwohnern Amerikas auffinden. Wahrscheinlich bilden sie eine gemischte Volksmasse, von denen ein Theil von den östlichen Ufern des amerikanischen Continentes in der ältesten Zeit sich allmählig über diese Insel hin vom Osten her verbreitet hat,

während vom Westen her ein anderer Volks-Stamm eindrang, der sichtbarlich asiatischen Ursprungs ist, und seinen asiatischen Charakter mit sich brachte.

Die Sprache der Sandwichs-Insulaner ist ein Dialekt der allgemeinen Volks-Sprache dieses mächtigen Inseln-Distriktes, welche die Missionarien mit Recht die polynesische Sprache genannt haben, und die von Neu-Seeland und den Freundschaft-Inseln an, bis zum amerikanischen Continente hin, auf allen Inseln des stillen Meeres gesprochen wird. Das mächtige Länder-Gebiet, in dem sie herrscht, die Stufe der Vollkommenheit, die sie erreicht hat, die geringe Aehnlichkeit zwischen ihr und irgend einer andern bekannten Sprache, ihre abgesonderte Stellung, so wie der rohe Charakter des Volkes, von dem sie gesprochen wird, beweisen deutlich, daß diese Insulaner, ihrer Sittenrohheit ungeachtet, dennoch einen großen Werth auf die Ausbildung ihrer Mutter-Sprache gelegt haben, und daß sie schon seit vielen Jahrhunderten als eine selbstständige Sprache vorhanden gewesen seyn muß, indeß die undurchdringliche Dunkelheit, die ihre Abstammung, so wie die Herkunft des Volkes verbirgt, von welchem sie gesprochen wird, uns bis jetzt zu keinem genügenden Schlusse über die Quelle gelangen ließ, aus welcher sie abgeleitet werden möchte.

Die Zahlwörter hat sie mit der malayischen Sprache gemein, und eben so auch viele Wörter, aber sie ist in ihrem innern Bau wesentlich von derselben verschieden. Bey einem Ueberblicke eines malayischen Wörterbuches haben viele Wörter dieselbe Aussprache und Bedeutung; es finden sich aber überhaupt viele Wurzelwörter, die alle polynesischen Sprachen auf allen Inseln der Südsee miteinander gemein haben, und eine gemeinsame Quelle vermuthen lassen. Merkwürdig ist, daß die tahitische Sprache, die mit geringer Veränderung auch auf den Sandwichs-Inseln gesprochen wird, eine große Anzahl von Wörtern in sich faßt, welche wahre hebräische Wurzeln sind, und daß bey ihr die vielfachen Veränderungen des Zeitworts

fast in derselben Gestalt, wie in der hebräischen Sprache, erscheinen.

In vielen Beziehungen ist sie einzig in ihrer Art, und lange nicht so lückenhaft, als sie im beschränkten Volksgebrauche erscheint. Der einfache Bau ihrer Wörter, das Vorherrschen der Selbstlauter, und ihre Gleichförmigkeit in den Endungen, gehören zu ihren vorzüglichen Eigenthümlichkeiten. Die Sylben sind meist nur aus 2, und nie mehr als aus 3 Buchstaben zusammen gesetzt. In der ganzen Sprache gibt es keine Hauchlaute, und auch keine doppelten Consonanten. Jedes Wort, so wie jede einzelne Sylbe, endigt sich mit einem Selbstlauter; auch vermögen die Eingebornen ohne Mithülfe eines Vokals durchaus nicht, zwey neben einander stehende Mitlauter auszusprechen, und eben so wenig ein Wort, das mit einem Mitlauter endigt, ohne einen Selbstlauter zu Hülfe zu rufen. So sprechen sie z. B. Beritani, statt Brittannien, Boti statt Boot. Eben so besitzen sie einen großen Reichthum von Wörtern, die aus lauter Selbstlautern bestehen, und aus denen sie ganze Sätze bilden können. Der häufige Gebrauch des k macht die Mundart der Sandwichs-Insulaner männlicher, als die der Tahiten, in welcher das t vorherrschend ist.

Der Ton ihrer Sprache ist vorzugsweise sanft und melodisch; auch wird von ihnen viel Mühe auf den Wohllaut verwendet, und deßwegen der Artikel oft verändert.

Jede dieser Mundarten scheint für die Dichtkunst besonders geeignet zu seyn, und dieß ist namentlich bey dem Dialekte der Insel Hawaji der Fall, in welchem das l häufig vorkommt. So roh noch ihre Dichtkunst ist, so haben sie doch eine besondere Vorliebe für dieselbe. Kaum hatten wir angefangen, sie buchstabiren und lesen zu lernen, so war es ihnen unmöglich, einen kleinen Satz anders als singend herzusagen. Auch sind alle ihre alten geschichtlichen Ueberlieferungen in Gesängen aufbewahrt, die sie auswendig lernen, und mit Musik bey Volksfesten hersingen. In diesen Gesängen wird das in der Umgangs-Sprache so häufige k beständig mit t verwechselt.

Von der Sprache der Sandwichs-Insulaner hier zum Schlusse nur ein einziges Beyspiel. Es ist ein kleines Handschreiben des verstorbenen Königs Rihoriho an Missionar Ellis, nachdem ihn dieser von seiner Zurückkunft auf die Insel im Februar 1823 benachrichtigt hatte:

Mr. Ellis, eo. Aroha ino oe, me ko wahine,
Herr Ellis, höre. Gruß großen Dir, und deiner Gattin,
me na keiki a pau a orna.
und Kindern allen von euch Beyden.
Eja kau wahi olero ia oe, Mr. Ellis.
Dieß ist meine Botschaft an euch, Herr Ellis.
A popo a kela la ku a ahiahi a ku hoi mai.
Morgen oder den Tag nachher wenn Abend dann ich komme zurück.
J ka tabu a bita ua ite kaua.
Am Tag heilig (Sonntag) dann treffen wir uns.
A i makemake oe a here mai janei maitai no
Aber wenn verlangt euch zu kommen hieher, wohl
hoi. Ike ware oe i na'rii o Tahiti.
auch. Gesehen gewiß habt ihr die Häuptlinge von Tahiti.
Aroa ware na'rii o Bolabola.
Gruß nur den Häuptlingen von Bolabola (Gesellschafts-Inseln).
I ola oe ia Jehova ia Jesu Kraist.
Glücklich ihr durch Jehova durch Jesum Christum.

Jolani.

Missions-Lied.

(Mel. Das ist unbeschreiblich. Oder: Warum sind der Thränen.)

O der großen Freude,
Wenn ein irrend Schaf
Von des Satans Weide
Aus dem Sündenschlaf,
Gründlich aufgewecket,
Gnade suchen geht,
Und die Liebe schmecket,
Die wie Felsen steht.

O der Freudenthränen,
Die man fließen läßt!
Auf beklemmtes Sehnen
Folgt ein Jubelfest;
Wenn, HErr, deine Knechte
Solche Wunder seh'n,
Die durch Deine Rechte,
Durch Dein Wort gescheh'n.

Ja des Bräut'gams Stimme,
Wenn man hört und sieht,
Wie sein Feuer glimme,
Wenn er Seelen zieht.
Das ist unsre Freude,
Unser Lohn und Ruhm,
Unsers Geistes Weide,
Unser Eigenthum!

Wer kann es beschreiben,
Was für Lust man spürt,
Wenn sein sanftes Treiben
Selbst die Schafe führt.

Wenn Er seine Beute
Eingesammelt hat,
So sind seine Leute
Schon vor Freuden satt.

Geht, ihr faulen Schäfer,
Dient um Lohn und Brod!
Schlaft, ihr stolzen Schläfer!
Predigt kalt und todt!
Suchet Ruhm und Schätze,
Sucht die Gunst der Welt;
Laßt uns! unsere Netze
Sind schon aufgestellt.

Wir sind davon trunken,
Was Ihn selbst entzückt.
Alles sey versunken,
Was nach Sodom blickt!
Seelen — ja nur Seelen
Seelen rufen wir
Zu den Wundenhöhlen,
Zu der off'nen Thür.

Macht uns doch schon Eine
Unaussprechlich froh;
Werden viele Seine,
Welch ein Jubilo!
Lamm! Lamm! Deine Weide
Faßt sie ohne Zahl.
Mach' uns solche Freude
Millionenmal!

Woltersdorf.

Inhalt
des vierten Heftes 1827.

Beylage Nro. V. und VI. zum zwölften Jahresbericht der evangelischen Missions-Gesellschaft zu Basel;

und

Beschreibung einer Missions-Reise auf der Insel Hawaji (Owyhi), der größten der Sandwichs-Inseln.

Mit einer Karte der Insel Hawaii.
— — Abbildung des Todtenhauses des Keave, und
— — — — — großen Kraters von Kirauea.



Namen-Register.

1. Personen-Register.

(Die römischen Ziffern bedeuten das Heft, die arabischen die Seitenzahl.)

2. Orts-Register.

N.° V. May 1827.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen und anderer Bibel-Gesellschaften.

Insel Ceylon.

Aus einem Briefe des Missionars Benjamin Clough.
Colombo den 4. August 1826.

Es macht mir Freude, Sie zu benachrichtigen, daß wir eine angenehme und sichere Seefahrt nach Ceylon gehabt haben. Ich erreichte meine Missionsstation in guter Gesundheit, und war nicht wenig erfreut durch die huldreiche Hand der Vorsehung mich wieder in meine vorige Arbeitsstätte hineing führt zu sehen. Sie werden gerne vernehmen, daß einer unserer cingalischen Buchdrucker die birmanische Schrift kennt und in derselben leicht zu setzen versteht. Wir machten daher ungesäumt Anstalt den Druck des neuen Testamentes in der Pali Sprache vorzubereiten und zu meinem großen Vergnügen fand ich nun, daß viele heidnische Priester dieser Insel diese Sprache verstehen und lesen. Die hiesige Bibelgesellschaft hat nunmehr diese wichtige Arbeit übernommen um eine gründlich durchgearbeitete Uebersetzung des neuen Testamentes in dieser Sprache zu drucken.

Welche wundervolle Veränderungen haben sich nicht seit wenigen Jahren in dem großen birmanischen Reiche zugetragen. Die Hand des HErrn hat hier zur Förderung der h. Sache seines Reiches auf eine so wundervolle Weise gewirkt, daß ein jeder, der die Umstände kennt, darüber staunen muß. Nur vor wenigen Monaten war eine unausweichliche Todesgefahr damit verbunden, wenn ein Bote Christi unter den Birmanen öffentlich auftreten und das Evangelium predigen wollte. Jetzt sind alle Riegel gesprengt und alle Thüren dieses Reiches aufgeschlossen; und wäre es nicht strafbares Versäumniß, wenn wir nicht mit voller Hand den guten Saamen des Wortes auf diesem Ackerfelde ausstreuen wollten.

Unsere Missionsarbeit auf dieser großen Insel macht noch immer gesegnete Fortschritte. Wir hatten kürzlich die Freude, einige herrliche Siege der evangelischen Wahrheit über die Finsternisse des Heidenthums wahrnehmen zu dürfen. Vor etwa 14 Tagen taufte unser brüderliche Mitgehülfe, Missionar Sutherland, der in Matura arbeitet, ein Budhistenpriester, welcher hauptsächlich durch das Lesen des N. Testamentes für das Christenthum gewonnen wurde, und dessen Bekehrung ungemein merkwürdig ist. Der Distrikt Matura nemlich ist als der ausgezeichnetste Hauptsitz der Budhisten-Religion allgemein bekannt. Hier wohnt der Oberpriester derselben, der eine große Priesterschule unter seiner Leitung hat. Nicht weniger als 1300 Priester befinden sich in diesem Distrikte, und jede Stelle in demselben wird als ein dem Gotte Budha geheiligtes Land hochgehalten.

Vor etwa 6 Jahre traf unser Mitgehülfe, Missionar Salman den obengenannten heidnischen Priester in dem Gefängnisse zu Matura an, wo er einige Missethäter besuchte, welche zum Tode verurtheilt worden waren. Während der eine von beiden den Unglücklichen die Tröstungen des Heidenthums anbot, verkündigte ihnen der an-

dere Christum als ein Retter der Gottlosen. In einer Zelle des Gefängnisses fand nun zwischen beiden eine Unterredung über die wahre Erlösung statt, und über den wahren Erlöser der Menschen. Der Missionar forderte den heidnischen Priester auf, ihm in seinen h. Büchern, auch nur eine einzige Stelle nachzuweisen, in welcher von einem Erlöser der Sünde die Rede sey.

Der Priester, ein junger talentvoller Mann, hatte sich bereits als heftiger Gegner der Wahrheit bekannt gemacht, und sich bisher uns allen Kräften der Arbeit der Missionarien in den Weg gestellt. Er war in hohem Grade unwillig über die Herausforderung des christlichen Missionars und gieng in seinen Tempel mit dem Entschlusse zurück, in dem neuen Testamente selbst die Waffen aufzusuchen, mit denen er ihn zu bestreiten willens war. Vergeblich forschte er zwei Jahre lange im neuen Testamente für diesen Zweck.

Um diese Zeit kam er in ein Dorf im Distrikt Galle, wo er den Oberpriester von Kandy sprechen wollte, welcher hieher gekommen war, um eine große Ceremonie zu verrichten. Hier traf er einen andern Missionar an, welcher ihn mit einem cingalesischen N. Testamente beschenkte. Dieses nahm er mit sich in seinen Tempel um dasselbige jetzt in seiner Muttersprache zu lesen; aber vier Jahre lang gestattete ihm der Stolz seines Herzens nicht, die mächtigen Kämpfe zu verrathen, welche das Lesen dieses h. Buches in seinem Innern erweckt hatten. Der hohe Rang seiner Priesterwürde (er war jetzt der zweite auf der Insel) der ausgezeichnete Ruf seiner Gelehrsamkeit und seiner gründlichen Bekanntschaft mit den Schriften der Budhisten-Religion, so wie sein mächtiger Einfluß aufs Volk waren Umstände, welche ihn alles versuchen ließen, um sein Herz dem Lichte des Evangeliums zu verschließen.

Endlich entschloß er sich, zu Missionar Salman hinzugehen, um ihn mit der großen Unruhe seines Gemüthes bekannt zu machen. Bei seinen wiederhohlten Besuchen wurde die Sache bald ruchbar, und erregte so großes Aufsehen, daß er genöthigt war, seinen Tempel zu verlassen, und in dem Hause des Missionars eine Zufluchtsstätte aufzusuchen Jedes Mittel wurde jetzt von Seiten der heidnischen Priesterschaft versucht, um ihn zu verhindern ein Christ zu werden. Die Priester schickten ihm ein von ihnen allen unterzeichnetes Schreiben zu, worin sie den großen Schimpf ihm vorstellten, der von seinem Uebertritt zum Christenthum auf sie alle zurückfalle, und ihm erklärten, daß hiedurch ihrer Religion eine unheilbare Wunde geschlagen und die Priester der allgemeinen Verachtung des Volkes preis gegeben würden.

Dieses Schreiben achtete er nicht und nun gelangte ein zweites an ihn, worin die Priester ihm bedeutende Tempeleinnahmen zusagten, wenn er den Gedanken aufgeben wolle, ein Christ zu werden. Auch dieß machte keinen Eindruck auf sein Gemüth, und nun erklärten sie ihm förmlich, daß er seines Lebens nicht länger sicher sey. Diese Drohung erschütterte ihn anfangs; allein, nachdem er mit dem Missionar sich darüber besprochen hatte, entschloß er sich, bei seinem Vorhaben standhaft zu beharren, und sich, was es immer kosten möge, öffentlich für die Sache des Christenthums zu erklären.

Nachdem er von jetzt an längere Zeit gründlichen Unterricht im Christenthum von den Missionarien empfangen hatte, so wurde auch die Ueberzeugung immer klarer und lebendiger in seiner Seele, daß er ein strafwürdiger Sünder sey, der eines Erlösers von der Sünde bedürfe. Nach diesen stillen Vorbereitungen glaubten die Missionarien ein würdiges Glied der Gemeinde Christi in ihm erkannt zu haben, das der Aufnahme in dieselbe durch die h. Taufe werth sey. Am Jahresfeste der Mis-

sion, dem gemeiniglich die angesebensten Einwohner und eine große Menge des Volkes beiwohnen sollte die Feierlichkeit statt finden, um dieses eindrückliche Bekenntniß des Namens Christi desto öffentlicher zu machen. Eine der größten und ansehnlichsten Versammlungen, welche je auf dieser Station statt gefunden haben, kam zusammen. Nach dem Gottesdienste legte der Täufling öffentlich und mit feierlicher Rührung seine heidnische Priesterkleidung ab, und wendete sich jetzt in einer Ansprache an die Versammlung, in welcher er einfach nnd würdevoll die Gründe entwickelte, warum er von nun an für immer der heidnischen Abgötterei entsage und den Glauben an Christum als den höchsten Schatz seines Herzens erwähle. Der Auftritt machte, wie es sich erwarten ließ, einen ausserordentlichen Eindruck auf die Anwesenden, und fand bei manchem Heiden eine laute Billigung. Die Bekehrung dieses Priesters ist für unsere Herzen ein süßer Lohn für die angestrengte Mübe welche wir auf die Uebersetzung und den Druck des cingalesischen neuen Testamentes verwendet haben.

Aber die Verbreitung der h. Schriften bewieß nicht blos in diesem einzelnen Falle ihre heilsamen Wirkungen; ich könnte noch viel Beispiele für dieselbigen anführen, welche zu meiner Kenntniß gekommen sind; und auch meine theuren Mitarbeiter kann ich als frohe Zeugen dieser Erfahruug nennen. Sie erlauben mir nur noch ein einziges Beispiel dieser Art anzuführen, das um so merkwürdiger ist, da hier blos das Lesen des Wortes Gottes ohne irgend eine menschliche Beihülfe die sel. Veränderung herbeiführte.

Vor etwa einem Monate besuchte mich ein sehr intressanter heidnischer Priester; wir beide waren einander völlig unbekannt und er entschuldigte sich anfänglich daß er als Fremdling zu mir komme. Ich fragte nach seinem Wohnort und vernahm, daß er etwa 24 Stunden

von Calombo in einem Dorfe zu Hause war, das ausser aller Verbindung mit unsern Missionsstationen ist. Sein Geschäft in Colombo bestand, wie er mir sagte, darin, nach dem Auftrag seiner Dorfbewohner, hier eine berühmte heidnische Ceremonie zu verrichten, auf welche ein großer Werth gelegt wird und die drei Monate Arbeit erfordert. Ich merkte bald an seiner Unterhaltung, daß er mir etwas, was ihm auf dem Herzen lag gerne anvertrauen wollte; allein während der Unterhaltung wurde er von ein paar Abgesandten abgefordert. Er bat sich die Erlaubniß aus, mich wieder besuchen zu dürfen. Wirklich kam er auch bald hernach zu mir und ich erfuhr folgendes von ihm.

Vor einigen Jahren kam ihm ein cingalesisches N. Testament in die Hände, und da er es als das Religionsbuch der Christen erkannte und seine Schreibart ihn wunderbar anzog, so nahm er es mit sich in seinen Tempel, um es im Geheimen sorgfältig durchzulesen. Bald gieng ihm beim Lesen desselben ein so ganz neues Licht auf, daß er der lebendigen Ueberzeugung von dem hohen Vorzug des Christenthums vor seiner Religion nachgeben mußte. Je mehr er im N. Testamente las, desto mehr wurde er von der Wahrheit desselben überzeugt und über seinen Zustand verlegen. Da er von jeder Missionsstation weit entfernt war, so konnte er auch über die Unruhe seines Gemüthes keinen Rath einholen. Zugleich trug er Bedenken, seinen Tempel zu verlassen, und zu einem christlichen Missionar zu reisen, weil er befürchtete, verrathen zu werden und sich eine Verfolgung zuzuziehen. Mehrere Jahre hielt er einen schweren Kampf mit sich selbst aus, als er endlich von den Einwohnern zu einer Reise nach Colombo aufgefordert wurde, um hier seine Ceremonie zu machen, und gerne nahm er die Einladung hiezu an, weil er hoffen durfte, einen christlichen Lehrer hier anzutreffen. Als er einige Meilen vor

unserer Stadt ankam, begegnete ihm einer unserer Nationalgehülfen auf der Strasse der ihm einen kleinen Zettel in die Hand gab. Wir sind nemlich gewohnt, wichtige Bibelstellen auf kleine Zettel drucken zu lassen, um sie unsern Gehülfen zu geben, und dieselben besonders an heidnische Wallfahrter auf der Straße auszutheilen. Auf dem kleinen Papiere, das der Priester empfieng, standen die Worte: Bottschaft vom Himmel. Also hat Gott die Welt geliebet u. s. w. Als der Priester diese Worte las, pochte ihm das Herz und er fragte den Christen, welcher ihm das Papier gegeben hatte, wer es habe drucken lassen. Der christliche Lehrer Clough. Nun erkundigte er sich nach meiner Wohnung und besuchte mich, wie ich oben bemerkte.

Sie werden sich freuen, zu vernehmen, daß dieser Priester seinen heidnischen Priesterrock bereits abgelegt, seiner Priesterwürde entsagt, die Ceremonie aufgegeben, und sich in die Reihe unserer hoffnungsvollen Taufcandidaten gestellt hat, und ich darf hoffen, daß er ein gesegneter Gehülfe unserer Arbeit unter dem Beistande Gottes werden wird.

Amerika.

Aus der Ansprache eines Freundes an dem zehnten Jahresfest der amerikanischen Bibelgesellschaft.

Was sehen wir in Süd-Amerika; Was sehen wir, das diese edle Versammlung intressiren kann? Wir sehen 15 Millionen menschlicher Wesen, dem Namen nach Christen, die eine Offenbarung glauben, auf den Namen der heiligen Dreyeinigkeit getauft, und doch fast ganz ohne Bibeln sind! Durch die Arbeiten dieser und der englischen Bibelgesellschaft haben sie in den letzten Jahren zwar 7 oder 8000 Exemplare dieses h. Buches empfangen; aber was ist das unter so viele? Kaum ein Exemplar auf 2000 Seelen!

Auf dem ganzen langen Weg von Buenos-Ayres bis Chili ist wenige in Mendoza ausgenommen, nicht ein einziges Exemplar des Wortes Gottes zu finden, und mehr als einmal habe ich Exemplare bejahrten Priestern dargereicht, welche mir sagten, daß sie es noch nie in ihrer Muttersprache gesehen haben. Nördlich von diesem Weg in den großen Städten Cordova, Tucumam, Salta, Potosi, La Paz, Santa Cruz, Charcas, Cuzco, Arequipa und vielen andern erfuhr ich, daß kaum eine einzelne Bibel in der Landessprache dahin ihren Weg gefunden habe. Unten an der Küste von Chili, Peru, Colombia und Mexico traf ich in den großen Städten einige wenige Exemplare, die im Segen wirken, aber auch dort ist die große Menge desselben beraubt; im Innern haben sie in der Regel die Schrift nie in ihrer Sprache gesehen und viele wissen nicht einmal, daß sie in derselben vorhanden ist. Selbst in der Hauptstadt von Mexico, die mehr bevölkert und in manchen Rücksichten prächtiger ist als diese Hauptstadt (Neu York), findet sich, wie ich zu glauben Ursache habe, nicht eine Bibel auf 20 Familien und in den andern großen Städten der Republick, die oft von 40 bis 80000 Einwohner in sich faßen, ist noch größerer Mangel.

Was aber diesen Umständen ein besonderes Intresse giebt ist das, daß jetzt unter ihren liberalen Regierungssystemen die Wege geöffnet sind diesem kläglichen Mangel des Wortes des Lebens abzuhelfen. Die Bibel ist dort nicht länger durch königliche Decrete und päpstliche Bullen verbannt; die Häuser der Inquisition haben ihre Schrecken verloren, denn sie sind verwandelt in die friedlichen Hallen der Gesetzgebung oder in Schulhäuser, wo die Bibel selbst täglich gelesen wird. Die neuen Regierungen sehen nicht nur gerne, sondern fördern in manchen Hallen eifrig die allgemeine Verbreitung der h. Schrift. Mehrere ihrer einsichtsvollen Staatsmänner und einflußreichen Geistlichen bieten ihre persönliche Hülfe für einen so wünschenswerthen Zweck an. Einmal kam einer der ersten Vorgesetzten der Kirche, kaufte 30 neue Testamente von mir für eine Schule deren Director er ist, und ersuchte mich dann, daß ich ihm für andere Schulen armer Kinder eben noch so viele überlassen möchte.

Monatliche Auszüge
aus
dem Briefwechsel und den Berichten
der
brittischen und anderer Bibel-Gesellschaften.

Drei und zwanzigste Jahresfeier der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft im Jahr 1827.

Die Jahresfeier der brittischen und ausländischen Bibelgesellschaft wurde zum Andenken an ihrem drei und zwanzigsten Stiftungstag, Mittwoch den 2ten Mai gefeiert; unter den ausgezeichneten Männern welche dabei zugegen waren, befanden sich Lord Teignmouth, ihr verehrter Präsident, der den Vorsitz führte, der Graf von Roden, Lord Bexley, Lord Gambier, die Bischöffe von Lichfield und Landaff, und andere ausgezeichnete Männer, welche thätigen Antheil an der Bibelsache nehmen.

Nachdem der verehrte Präsident unter den lautesten Freudenbezeugungen der ganzen Versammlung den Vorsitz genommen hatte, machte er in einer kurzen Ansprache, auf die vielfachen Segnungen aufmerksam, welche die Bibelgesellschaft unter Gottes pflegender und schützender Fürsorge seit 23 Jahren verbreiten durfte, und forderte die ganze Versammlung auf, Gott dafür die Ehre zu geben, dem sie auch allein gebühre.

Er bemerkte dabei, es müße jedem der an der Rettung und dem Wohlergehen seiner Mitmenschen aufrich-

tigen Antheil nehme, wohlthun zu sehen, wie nicht blos einzelne ausgezeichnete Männer unseres Zeitalters sondern christliche Menschenfreunde aus allen Ständen und in allen Gegenden des Erdkreises gleichsam durch einen göttlichen Antrieb ihre Kräften vereinigen, um das h. Licht zu verbreiten, das dem müden schwer beladenen Wanderer vom Himmel herab als Führer gegeben worden sey, um ihn durch die verschlungenen Irrgänge des Lebens sicher nach dem Lande der Heiligkeit und Glückseligkeit hinüber zu leiten; und er vertraue der Gnade Gottes, daß dieser Geist und Sinn unter Seiner Mitwirkung auch fernerhin die Wonne und die Bewunderung des künftigen Zeitalter bleiben werde. In Hinsicht auf die Apocryphen des alten Testamentes machte der edle Präsident die Bemerkung, daß dieser Gegenstand gleich einer vorübergehenden Wolke eine Zeitlang die weiten und herrlichen Aussichten der Gesellschaft verdunkelt habe, daß aber die Frage nunmehr auf die Seite gelegt worden seye. Die Beschlüsse, welche in der letzten Jahresversammlung hierüber gefaßt wurden, seien genau befolgt worden, und die Mittheilungen welche an auswärtige Bibelgesellschaften über diesen Gegenstand gemacht worden seien, haben zu nähern Bestimmungen hingeleitet, welche die Fälle und Umstände genauer bezeichnete unter denen von Seiten der Gesellschaft eine Unterstützung gereicht werden könne, welche die vollkommene Sicherheit gewähren, daß die Geldunterstützungen der Gesellschaft auf keinerlei Weise auf den Druck und die Verbreitung der Apocryphen verwendet werden können. Am Schlusse seiner Rede drückte der edle Lord dem Andenken an den kürzlich verstorbenen wahrhaft apostolischen Bischoff von Calcutta die zarten Empfindungeu der Liebe und Werthschätzung aus, durch dessen Hingang die Gesellschaft und die Sache der Religion überhaupt einen so schweren Verlust erlitten hat.

Nun las einer der Secretaire, Herr Prediger Brandram, den Bericht der Committee, der einen, obgleich schnellen, doch allgemeinen Ueberblick der Arbeiten der Gesellschaft in den verschiedenen Theilen der Welt in sich faßte. Seit ihrer letzten Jahresfeier hat die brittische Bibelgesellschaft 127,142 Bibeln und 166,864 N. Testamente vertheilt und die ganze Summe von Bibelexemplaren, welche in den 23 Jahren ihrer Wirksamkeit verbreitet worden sind, besteht in 4,303,390 Exemplaren. Das Einkommen der Gesellschaft im verflossenen Jahre belief sich auf LSt. 80,240. 1 s. 2 d. und ist 2000 LSt. weniger als im vorigen Jahre. Dieser Rückfall ist zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß die Bibelgesellschaften in Schottland ihre Beiträge der Gesellschaft entzogen haben, wobei jedoch Herr Brandram bemerkte, daß, ob sie zugleich nicht mehr wie bisher in denselben Canälen zusammen fließen, sie doch keineswegs für die Verbreitung des Wortes Gottes verloren seien.

Lord Bexley (Vansittart) welchen wichtige Staatsgeschäften abforderten, konnte nur in einer kurzen Ansprache zu der Versammlung reden. Er versicherte sie seiner unveränderlichen Anhänglichkeit an die Anstalt und bemerkte, er habe es schon längst für den größten Ruhm seines Lebens geachtet, zu den Freunden und Vertheidigern derselben zu gehören, und trug darauf an, daß der Bericht unter der Leitung der Committee gedruckt werden soll.

Der Bischoff von Lichfield wünschte der Gesellschaft Glück zu der vermehrten Verbreitung der h. Schriften im verflossenen Jahr, wie sehr auch äusserliche Umstände die entgegengesetzte Wirkung hatten befürchten lassen, und freute sich besonders der Bemühungen der Gesellschaft in den Hochländern Schottlands die h. Schriften in der gälischen Sprache auszubreiten. Er seye gewiß, setzte er hinzu, daß durch das, was sie so eben ge-

hört haben, alle um ihn her in ihrer Anhänglichkeit an die Bibelgesellschaft gestärkt worden seien und in ihrem Entschlusse aufs Neue bekräftigt, auch fernerhin ihre thätige Theilnahme einer Sache zu weihen, die eine heilige Quelle der Liebe und der Freude sey, und die edelsten Intressen der Menschheit in sich fasse. Was mich betrift, setzte der Bischoff hinzu, so müßte ich, sollte auch nur einen Augenblick mein Eifer erkaltet oder meine thätige Theilnahme vermindert worden seyn, mit Recht befürchten, die Drohung der Schrift werde auf mein Haupt fallen: wer aber zurückweicht, an dem wird meine Seele kein Wohlgefallen haben.

Der Bischoff von Landaff machte nun in einer kurzen Ansprache an die Versammlung die Bemerkung: er habe bis jetzt nur von der Ferne her Gelegenheit gehabt, die Arbeiten der Gesellschaft kennen zu lernen und dieselbige zu unterstützen; er seie aber jetzt seinem Gott, dem Geber aller guten Gaben, von Herzen dafür dankbar, daß es ihm jetzt gestattet gewesen sey, den Jahresbericht von den Arbeiten der Gesellschaft zu vernehmen, in welchem die manigfaltigsten Zeugnisse niedergelegt seien, nicht nur von den ausgebreiteten Segnungen, die sie unter dem Beistande Gottes in so vielen Ländern der Erde bereits ausstreuen durfte, sondern auch von dem Verlangen so vieler tausend anderer, welche an der Wohlthat des Wortes Gottes noch weiter gerne ihren Antheil nehmen möchten. Sein Herz sei tief gerührt beim Anblick einer so großen Versammlung wie die gegenwärtige, welche in Einem Sinn und Geist und für den einzigen großen Entzweck vereinigt seyn, das Wort Gottes auszubreiten und die Segnungen desselben auch denen zu bringen, welche bis jetzt nicht einmal den Namen ihres Gottes und Erlösers gekannt haben. Er schloß seine Ansprache mit der Aufforderung an einen jeden Freund der Gesellschaft, ein neues Maas von Thätigkeit, neue Wach-

samkeit über die Wohlfahrt der Gesellschaft und neue Beharrlichkeit in ihrem Dienste zu Tage zu legen, und vor allem inbrünstig und anhaltend zu dem HErrn zu flehen, daß Er, welcher bisher die Arbeit ihrer Liebe mit so reichen Segnungen gekrönt habe, auch fernerhin mit denjenigen seyn möge, welche an diesem h. Werke arbeiten, um überall, wo sie sich befinden mögen, ihre Schritte zu leiten, sie vor Irrthum zu bewahren, und ihnen ein immer reicheres Maas Seiner göttlichen Gnade zufließen zu lassen.

Herr Prediger Burnet aus Irrland theilte sehr intressante Nachrichten mit über die wohlthätigen Wirkungen welche die Bibelverbreitung in diesem Lande unter Katholiken und Protestanten hervorgebracht hat, und nannte nachdrucksvoll die Bibelanstalt, die moralische Sonne Irrlands, welche die Finsternisse und das mannigfaltige Elend durchdringt, in das die Einwohner dieses Landes versunken sind, und ein heiliges Licht allenthalben ausbreitet, indem es sie mit den köstlichen Wahrheiten des Evangeliums bekannt macht. Herr Prediger Cunningham von Harrow bestätigte diese Nachrichten, so wie die brüderliche Eintracht die er selbst in verschiedenen Versammlungen irrländischer Bibelgesellschaften wahrgenommen habe.

Missionar Townley erzählte nun manigfaltige ermunternde Beispiele von der wohlthätigen Wirksamkeit des Wortes Gottes in Indien, welche er selbst unter den Hindus erfahren habe; worauf Herr Doctor Steinkopf Gelegenheit nahm in einer kurzen Ansprache die Versammlung zu versichern, daß, obgleich seine geschwächte Gesundheit ihn genöthigt habe, den schweren und geschäftsvollen Berufspflichten eines Secretairs der Gesellschaft für das Ausland zu entsagen, er noch immer ein warmer Freund derselben bis auf diese Stunde geblieben sey und mit Freuden freiwillig bei jeder dargebotenen

Gelegenheit in ihrem Dienste thätig seyn werde. Er machte besonders auf die zahllosen Segnungen aufmerksam, welche die Bibelgesellschaft über sein deutsches Vaterland ausgebreitet habe und erklärte es für seine süßeste Freude, ein Werkzeug in der Hand Gottes gewesen zu seyn, um vielen seiner Brüder auf dem Continente das Wort des Lebens zu reichen.

Auf diese Weise schlossen sich die Verhandlungen der 23ten Jahresfeier der brittischen und auswärtigen Bibelgesellschaft. Zwei wichtige Thatsachen haben den Lauf ihrer Geschichte im verflossenen Jahre bezeichnet; die erste ist, daß die Gesellschaft in demselben eine größere Anzahl von Bibeln und N. Testamente ausgebreitet hat, als in irgend einem der vorhergehenden Jahre; und die zweite besteht darin, daß in diesem Jahre manigfaltiger Bedrängniß und großer Verlegenheit im Handelsverkehre dennoch ihre Einnahme sich auf mehr als 80,000 Pfund Sterling (etwa Gl. 962800), sich belief, ein Umstand, der es klar beweißt, daß immerfort unter allen Klassen des Volkes, welche die Verbreitung des Wortes Gottes wünschen, der thätigste Antheil an ihren Arbeiten genommen worden.

Nord-Amerika.

Aus dem zehnten Jahresbericht der amerikanischen Bibelgesellschaft.

Die Kommitte freut sich neue Fortschritte der Bibelsache berichten zu können. Blicken wir in die Nähe oder Ferne, so sehen wir einen lebhaften und anhaltenden Eifer das Licht zu verbreiten, welches in Gottes Wort geoffenbaret ist, um sonst verfinsterte Pilgrimme zu den Wohnungen eines ewigen Tages zu führen. Schauen

wir auf unsere Arbeiten, so sind die Beweggründe dazu vermehrt, der Kreis ihrer Wirksamkeit ausgedehnt und der Segen derselben sichtbarer und ermuthigender geworden.

Sowohl unsere Einnahme als auch die Zahl der verbreiteten heiligen Schriften übersteigt die des vorhergehenden Jahres; und zwar erstere um 6578 Dollars und 83 Centimen und letztere um 3881 Bibeln und neue Testamente.

Gedruckt wurden auf unsern Pressen in englischer, französischer und spanischer Sprache im verflossenen Jahre 34 280 Bibeln und 46,750 Testamente, und rechnen wir die in unserem neunten Bericht gemeldete Summe von 651 902 Exemplare darzu, so finden wir, daß 532,902 Bibeln und N. Testamente oder Theile des letztern von den Stereotypplatten unserer Gesellschaft zu Neu York seit ihrem Anfange gedruckt und weit umher verbreitet worden sind.

Durch die Montreal Bibelgesellschaft in Canada sind viele Exemplare des Evangeliums Johannis in der Mohawk Sprache unter den am See der zwei Berge und zu St. Regis wohnenden Indianern verbreitet worden, so wie auch im Caughnawaga Dorfe unter denen, welche lesen können, die das Wort Gottes mit Freude und Dank aufnahmen. Als ein lieblicher Zug des entschlossenen und unabhängigen Geistes dieser Kinder des Waldes wird berichtet, daß die Indianer zu Caughnawaga als Glieder der römischen Kirche eine Versammlung ihrer Chefs zusammenriefen, um über die Thunlichkeit die heil. Schrift anzunehmen, sich zu berathen, und dabei den einstimmigen Beschluß faßten, daß das ganze Volk die volle Freiheit haben solle, das Evangelium anzunehmen.

Mehrere andere Theile des N. Testamentes sind in die Mohawk Sprache übersetzt worden und werden gedruckt werden, sobald sie gehörig durchgesehen sind. Der Man-

gel tüchtiger Uebersetzer war bisher ein grosses Hinderniß, doch hoffen wir nach und nach die Uebersetzung des N. Testamentes vollenden zu können. Obgleich die bis jetzt herausgegebenen Theile nicht immer die Richtigkeit des Ausdrucks haben, die man ihnen wünschen möchte, so haben wir doch von einsichtsvollen Männern, die unter diesen Stämmen wohnen, erfreuliche Nachrichten über den Segen erhalten, den die Gnade des HErrn bis jetzt schon auf die Austheilung derselben gelegt hat.

In Mexico zeigt sich auch unter der Geistlichkeit immer mehr Geneigtheit das Wort Gottes auszubreiten. Ein Brief von daher sagt uns, daß ein Priester, der etwa 300 Meilen (englische) im Innern des Landes lebt, eine ganze Kiste Bibeln, die unserm Agenten gesandt wurde, gekauft und dabei den Wunsch ausgedrückt habe, noch mehrere zu empfangen. Dieser Correspondent versichert uns, daß im Allgemeinen die Geistlichkeit von der Bibelverbreitung günstig dencke.

Einige hundert Exemplare spanischer Bibeln wurden in unserem Lager von Kaufleuten gekauft, die mit jenen Gegenden verkehren, und die durch die Verbreitung derselben den Zweck der Gesellschaft beförderten, während sie ihren persönlichen Vortheil suchten. Bibeln, die bei uns 1 ½ Dollar kosten, wurden in Mexico in Parteien zu 5 und einzeln bis zu 8 ½ Dollar verkauft; so groß ist das Verlangen nach dem Worte Gottes in den Gegenden, die dieses unschätzbaren Schatzes so lange beraubt waren.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel
und gedruckt
in der Schweighauserschen Buchdruckerei.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und anderer Bibel-Gesellschaften.

Bibelverbreitung in der römisch-katholischen Kirche.

1.) Aus einem Briefe von Glasgow, vom 22. Mai 1827.

Die Bedürfnisse der katholischen Schulen in Glasgow nöthigen mich abermals, für die Unterstützung derselben, an Bibeln und neuen Testamenten Sie um Ihre Hülfe anzusprechen. Haben Sie ja doch schon früher denselben so manche schöne Gabe der heil. Schriften, zu ihrem Gebrauche zugewendet, und wir dürfen hoffen, daß diese Schulen indeß Ihrer Liebe und Unterstützung noch würdiger geworden sind. Unsere Gesellschaft, die sich der Wohlfahrt dieser Schulen angenommen, hat am 16. November ihren siebenten Jahrestag gefeiert. Nach dem vorgelesenen Berichte, erhalten nunmehr 1,409 Schüler Unterricht in unsern Schulen, von denen 635 bereits fertig die heil. Schriften lesen. Die Zeugnisse, welche die Lehrer von den Fortschritten und dem Betragen ihrer Schüler geben, sind hoch erfreulich. Wie wir vernehmen, so hat in andern Ländern nicht selten die römisch-katholische Geistlichkeit das Lesen der heil. Schriften in den Schulen verhindert, aber die Wahr-

heit und Gerechtigkeit gebietet uns, öffentlich das Zeugniß abzulegen, daß die katholischen Geistlichen dieser Stadt an der Beförderung dieser Schulen, den thätigsten Antheil nehmen, und kräftig dazu mitwirken, daß der Unterricht im Worte Gottes ungehindert in denselben fortgesetzt werden kann. —

Aus Deutschland.

2.) Von einem katholischen Geistlichen, vom 18. Sept. 1826.

Die Unsittlichkeit, welche in dieser Gegend unter Großen und Kleinen herrscht, ist unbeschreiblich groß. Ich habe in den letzten 4 Wochen hier zu arbeiten begonnen, ohne jedoch eine eigene Kirche zu haben, in welcher ich das Evangelium verkündigen kann. Wir versammeln uns in einer armen zerfallenen Hütte zum Gottesdienst, welche kaum den dritten Theil meiner Zuhörer zu fassen vermag. Daran ist nun freilich nichts gelegen, denn der HErr wohnt nicht in Tempeln, die von Menschenhänden gemacht sind, sondern in unsern Herzen; aber ich fürchte für den kommenden Winter, wo ich nicht weiß, an welcher Stelle ich meine armen Schafe zur Predigt des Wortes versammeln soll. Ich habe nunmehr angefangen, auf dem Felde, unter freiem Himmel, denselben das Heil Gottes in Christo Jesu zu verkündigen. Ach! könnte ich nur einige neue Testamente erhalten, um sie in dieser Wildniß unter dem Volke auszutheilen.

Wir besitzen noch kein eigenes Schulhaus, sondern etwa 100 Schüler werden in der Stube einer armen Bauernhütte unterrichtet. Die Unwissenheit, Rohheit und sittliche Verwilderung der armen Jugend in dieser Gegend, läßt sich nicht mit Worten beschreiben. Noch kläglicher ist der Zustand der Erwachsenen. Dabei sind

die Leute sehr arm und viele derselben genöthigt, sich vom Betteln zu ernähren. Zwei und ein halbes Jahr lang ist gar kein Gottesdienst in dieser Gegend gehalten worden, und in dem ganzen Sprengel habe ich bis jetzt weder ein N. Testament, noch eine Bibel angetroffen; ja viele Einwohner wissen nicht einmal etwas von diesem köstlichen Buche. Auch für meine Schulen konnte ich bis jetzt keine einzige Bibel gewinnen. Da und dort findet man zwar in einzelnen Hütten ein Andachtsbuch, das aber vom Evangelio Christi nichts weiß. Mit einem Wort, der sittliche Verfall dieser Einwohner ist über alle Beschreibung groß. Und dennoch, mein theurer Freund, sind auch diese verlornen Schaafe durch den Sohn Gottes erlößt, und mit seinem theuren Blute zu seinem Eigenthume erkauft. Da sitze und arbeite ich in ihrer Mitte, werde aber bisweilen von Empfindungen der Wehmuth beim Anblick ihres Jammers völlig übernommen. Wird mir nicht vom HErrn ein überschwingliches Maas seines Geistes, zu meinem Berufe mitgetheilt, so muß ich alle Hoffnung für das Gedeihn meiner Arbeit aufgeben. Ich ersuche Sie auf das dringendste, meiner armen Gemeinde so viele N. Testamente zuzusenden, als Sie für nöthig erachten. Der HErr wird Sie reichlich für diese himmlische Gabe der Liebe belohnen. Sehr gerne würde ich auch einige Bibeln zum Austheilen unter den Protestanten in dieser Gegend in Empfang nehmen, wenn sie mir zugesendet würden.

3.) Von Ebendemselben, vom 8. Novemb. 1826.

Sie können sich leicht vorstellen, daß die wenigen N. Testamente die Sie mir zugesendet haben, und für die ich Ihnen mit Thränen danke, als eine Gabe vom Himmel, von mir aufgenommen wurden. So weit ich Ge-

legenheit fand, dieselben in unserer Gegend zu vertheilen, glaube ich behaupten zu dürfen, daß sie bereits sichtbarlichen und reichen Segen hervorgebracht haben. Dieses war besonders der Fall bei einem jungen Manne von 26 bis 28 Jahren, der in offenbarer Schlechtigkeit dahinlebte und jedem Laster ergeben war, und bei dem seit kurzer Zeit sein Sinn und Wandel so sichtbarlich verändert ist, daß ich nicht genug dafür danken kann.

Die Geschichte seiner Bekehrung ist ungemein merkwürdig, und hat einen großen Eindruck, auf die ganze Gemeinde, und besonders auf die Jugend gemacht. Noch drei andere scheinen vom Schlafe der Sünde aufzuwachen. Ich predige Sonntags des Morgens und am Nachmittag, möge der HErr die Verkündigung seines Wortes reichlich segnen. In meinen Vorträgen gebe ich immer eine einfältige Erklärung eines kurzen Abschnittes der heil. Schrift, und finde diese Weise für mich selbst und für meine Gemeinde, ungemein wohlthätig. Das Wort Gottes wird am Ende allenthalben durchdringen, und das Herz der Menschen verändern. Es gleicht einem Hammer, der Felsen zerschlägt und ist wie ein Feuer, das eiserne Herzen zerschmelzt. Dieß habe ich bereits hier gesehen und erfahren. Viele meiner Zuhörer scheinen durch die Predigt des Wortes veranlaßt worden zu seyn, auf ihr verflossenes Leben zurückzublicken.

Verschiedene Andachtsbücher, welche ich für sie bekommen habe, haben gleichsfalls dazu beigetragen, sie aus der Sicherheit aufzuwecken. Vor allem aber bitte ich um mehr N. Testamente, welche von dem größten Nutzen für meine Gemeinde sind. Nach den Sonntags-Gottesdiensten halte ich mit der erwachsenen Jugend noch eine besondere Religionsunterrichtsstunde, in welcher ich derselben gegenwärtig die N. Testamentl. Erzählungen erkläre. Welch einen reichen Segen dürfte ich nicht von dieser Arbeit hoffen, wäre ich nur einmal

im Stande, jedem meiner Pfarrkinder ein N. Testament in die Hand zu geben.

Ich bin lebendig überzeugt, daß der HErr sich dieses armen Volkes erbarmen wird, denn viele, Junge und Alte haben angefangen, nach Ihm zu fragen und mehrere derselben sind ernstlich begierig, das, was zu ihrem Frieden dient, zu suchen. Was mich noch weiter in meiner Hoffnung bestärkt, ist der Umstand, daß meine Gemeinde wegen ihres sittlichen Verfalles schon längst ein Gegenstand der Verachtung für die Nachbarschaft geworden ist. Die Geschichte zeigt uns aber, daß der HErr nicht selten ein solches Nazareth zum Denkmal seiner Gnade macht. Beten Sie für mich und meine Gemeinde, daß der Geist der Wiedergeburt in reichem Maße auf mich und meine Gemeinde ausgegossen werden möge. —

4.) Aus einem Briefe eines katholischen Dekans.

Wir danken Ihnen für uns selbst und im Namen unserer Gemeinden aufs herzlichste, für den Vorrath von N. Testamenten, welchen Sie uns so liebevoll zugesendet haben. Da die Armuth der Einwohner unseres Sprengels, für welche wir Sie um diese köstliche Gabe ersuchten, ausnehmend groß ist, so konnten wir kaum eine geringe Vergütung für dieselbige von ihnen erhalten, und hätten wir auf die volle Bezahlung gedrungen, so wären manche genöthigt gewesen, auch bei dem redlichsten Verlangen nach dem Worte Gottes, dennoch ihr N. Testament mit Thränen der Wehmuth zurückzulassen. Mit einem neuen Vorrathe dieses herrlichen Buches würden Sie uns allen, eine große Freude machen. Je reichlicher Sie uns mit demselbigen versehen, desto mehr können wir das Wort Gottes auf diesem bedürftigen Boden, als einen guten Saamen ausstreuen. Wir haben

keine Furcht vor Rom, denn der, welcher der Menschheit sein Wort gab, wird es auch zu erhalten und zu schützen wissen. Unaussprechlich viel Gutes kann in unserer vielbewegten Zeit ausgerichtet werden, wenn das Wort des HErrn überall, wo man seiner bedarf, ausgebreitet wird.

5.) Von einem katholischen Geistlichen, vom 19. Decbr. 1826.

Mit der reinsten Freude kann ich Ihnen melden, daß in meiner Nachbarschaft viele junge Geistliche und Schullehrer sich angelegentlich damit beschäftigen, unter Jungen und Alten, das Wort Gottes auszubreiten. Wir befolgen dabei Ihren guten Rath; alle unsere Leute bringen ihre N. Testamente mit sich in die Kirche, und hier gehen wir sodann, nach der Sitte der heil. Väter zu unserer großen Erbauung, einen Abschnitt um den andern durch. Sie sollten sehen, wie aufmerksam und stille bei diesen Gelegenheiten meine Gemeinde ist. Da hört man nicht mehr die alte Stimme des Pharisäers, der reich und gar satt ist. Vor kurzer Zeit hielt ein alter Kapuziner Mönch es für angemessen, seine Stimme gegen das Bibellesen zu erheben; es ist derselbe, dessen Kanzel seine Pfarrgenossen schon längst an den Meistbietenden verkaufen wollten, weil er keinen Gebrauch von derselbigen machte. Ich verwies ihm sein thörichtes Benehmen, machte ihn aufmerksam auf die ernsten Worte des Heilandes, die Er einst zu den Pharisäern sprach: (Math. 23, 23.) und gab ihm den Rath, seinen Eifer in Zukunft besser anzuwenden. Seitdem ist der Mann ruhiger geworden. Wir fürchten uns hier nicht, vor den Verboten und Bannflüchen höherer Gewalten, weil das, was einmal für alle als wahrhaft gut erkannt und angenommen worden ist, auch also bleiben muß.

6.) Aus dem Briefe eines 70jährigen katholischen Geistlichen.

Ich bin kaum im Stande, Ihnen die dankbaren Empfindungen meines Herzens auszudrücken, aber ich tröste mich mit dem frohen Gedanken, daß wir einen HErrn im Himmel haben, der kein gutes Werk unbelohnt lassen will, und zu Ihm flehe ich glaubensvoll: o HErr! belohne Du alle diejenigen, welche die Seelen sättigen, die nach der Wahrheit hungern, mit dem Lebensbrode Deines Wortes.

Sie können sich kaum die Freude vorstellen, die meine ganze Gemeinde durchlief, als die frohe Nachricht erschallte, daß die N. Testamente angekommen seyen, welche Sie uns zugesendet haben. Von dem Abende an, da sie bei uns anlangten, wurde ich bis zum andern Morgen mit Bitten so sehr bestürmt, daß ich am folgenden Tag kaum noch ein paar Exemplare übrig hatte. Wer etwas dafür geben konnte, der gab es mit frohem Herzen, und den aller ärmsten wurde diese Gottesgabe geschenkt. Aber noch sind in meiner Gemeinde die aus 1600 Seelen besteht, gar viele, die sämmtlich nach dem Worte Gottes verlangen, und ich weiß nicht, wie ich ihr Verlangen sättigen kann.

Was Ihr Geschenk uns allen noch werther machte, war der Umstand, daß es in den Tagen des Jubiläums bei uns ankam. Alle meine Pfarrkinder waren herzlich froh, die Texte, über welche ich in diesen Tagen predigte, in ihrem ganzen Zusammenhange selbst, in ihrem N. Testamente nachzulesen. Gerne hätte ich den Pabst Pius den siebenten aus seinem Grabe aufgeweckt, um ihm Gelegenheit zu machen, sich mit eigenen Augen von dem großen Nutzen zu überzeugen, den auch die ärmsten und einfältigsten Christen aus dem Lesen der heil. Schriften ziehen. Die interessante Schrift, die Nothwendigkeit, den Laien die Bibel in die Hand zu

geben, habe ich unter meinen lieben Amtsbrüdern ausgetheilt, und ich zweifle nicht, daß sie die erwünschte Wirkung thun wird.

Ich schliesse mit der getrosten Zuversicht, daß Sie meine guten Pfarrkinder nicht vergessen, sondern uns bald wieder einen reichen Vorrath von N. Testamenten zusenden werden, denn das Verlangen nach denselben, ist unter ihnen unbeschreiblich groß.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel
und gedruckt
in der Schweighauserschen Buchdruckerei.

Monatliche Auszüge

aus

dem Briefwechsel und den Berichten

der

brittischen und anderer Bibel-Gesellschaften.

England.

Aus dem Jahresberichte der Hülfs-Bibelgesellschaft zu Bristoll.

Mit Vergnügen wird unsere Committee gewahr, daß die Gnade Gottes im verflossenen Jahre abermals unsere Arbeiten, reichlich gesegnet hat. Wir haben im Laufe desselben 3362 Bibeln ausgetheilt, wovon 650 Exemplare an Schulen und wohlthätige Anstalten, abgegeben worden sind. Die Liebesgaben, welche uns für die heil. Sache der Bibelverbreitung, in diesem Jahre zuflossen, beliefen sich auf die Summe von 20,508 fl., von welcher wir den größern Theil der Mutter-Gesellschaft, für die allgemeine Bibelverbreitung zusenden konnten. Unser Bibelverein feiert nunmehr das 17te Jahresfest, und der HErr ließ es uns gelingen, innerhalb dieser Zeit, seit dem ersten Jahre der Errichtung unserer Gesellschaft 92,722 Exemplare, unter Armen und Bedürftigen, in Umlauf zu setzen.

Blicken wir auf die künftigen Bedürfnisse und Arbeiten unserer Anstalt hin, so findet es jedermann natürlich, wenn wir nach hergebrachter Sitte, die

dringliche Nothwendigkeit nachweisen, in diesem Werk der Menschenliebe, nicht müde zu werden. Ja man würde es für ein sonderliches Gebrechen eines Jahresberichtes halten, wenn nicht in demselben auf vermehrte Anstrengungen, mit allem Ernst angedrungen würde; aber ist es denn blos ein bedeutungsloser Gemeinplatz eines Berichtes, daß diese immer wieder gesagt und immer wieder gehört werden muß? Worinn liegt wohl der Grund einer solchen jährlichen Wiederholung? und wie viele sind unter uns, die auch ohne Wort und Anforderung, es für ihre Pflicht erachten, zur Ausbreitung der heil. Schriften in dieser Welt, jährlich ihre Liebesgabe, beizusteuern? Nur allzuoft bleibt uns, die wir für die Sache Gottes, und das Wohl der Menschheit ein Wort zu reden, beauftragt sind, der Wunsch übrig, daß wir mehr als blos die Macht der Worte besitzen möchten, um die Reichen dieser Welt dahin zu vermögen, im Verhältniß zu dem großen Gut, das Gottes Gnade ihnen anvertraut hat, an unseren wohlthätigen Anstalten thätigen Antheil zu nehmen.

Das Verlangen nach dem Worte Gottes, vermindert sich selbst in unserm Vaterlande nicht, in welchem bereits so viel für die allgemeine Ausbreitung desselben, geleistet worden ist. Wenn zu der Zeit, da die Bibel-Gesellschaft ihre Arbeiten begann, es hätte vorausgesehen werden können, welch eine mächtige Anzahl von Bibel-Exemplarien innerhalb den nächsten 20 Jahre in unserm Lande, und unter unserm Volke, vertheilt werden würde, so würde man zum Voraus als vollkommen ausgemacht angenommen haben, daß sodann um diese Zeit, das Bibelbedürfniß durchgängig gestillt sey, und eine weitere Nachfrage nach dem Worte Gottes, nicht mehr gehört werden würde. Aber gerade das Gegentheil ist gegenwärtig der Fall. Während diese Thatsache uns deutlich zeigt, daß ein so furchtbarer Mangel am Worte Gottes

unter unserm Volke statt fand, wie sich auch nicht einer unter uns im schlimmsten Falle, zu denken vermöchte, so beweißt sie uns zugleich auf der andern Seite, daß ein neuer Sinn und Geist unter uns angeregt, und das Verlangen die heil. Schriften zu besitzen, auf eine wundervolle Weise, in tausend Herzen entzündet worden ist. Es ist hoch erfreulich, zu hören, daß die ungeheure Anzahl von Bibeln, welche die Bibel-Gesellschaft in den verflossenen Jahren in Umlauf gesetzt hat, so wenig im Stande war, dieses Bibelbedürfniß zu befriedigen; daß der Verkauf an Bibeln in den öffentlichen Buchläden, mit jedem Jahre, den gleichen reißenden Fortschritt gemacht hat, so daß, was kein Mensch erwarten konnte, die selbstloseste Thätigkeit der christlichen Liebe, mit dem zeitlichen Interesse des Handels, in einen Bund getreten ist. Wir sind zum Preise Gottes wie es scheint, dahin gekommen, daß unter den Klassen der Dürftigen, eine Familie sich nicht länger mit dem Besitz einer einzigen Bibel begnügen kann, sondern mehrere bedarf, und daß besonders diejenigen, welche die väterliche Wohnung verlaßen, um ihr eigenes Lebensloos zu versuchen, eine Bibel auf ihren neuen Weg mitzunehmen gewohnt sind.

Es liegt etwas großes und begeisterndes in dem Gedanken an diese schnelle, und zahllose Vermehrung des Bibelbuches, das von einem Jahre zum andern, je mehr und mehr in allen Sprachen der Völkerstämme, sich als Wort des Ewigen, geltend macht. So sehen wir die Zeugnisse unseres Gottes, die heil. Vorschriften seines Gesetzes, und die Eröffnungen seiner Gnade, nach und nach in millionenfachen Lebensverhältnissen, sichtbarlich ihre Stellung einnehmen, wo sie Jahrtausende zuvor, keinen Zutritt zu den menschlichen Herzen gefunden hatte. So sehen wir schon in Hinsicht der Allgemeinheit der Verbreitung das beste Buch die Bibel eine unendliche

Ueberlegenheit über jedes andere Buch der Welt gewinnen, und sich über alle gute Bücher zum Beweise seiner Nützlichkeit emporstellen. Es ist erfreulich, zu denken, wie die Zahl der Bibeln, ohne alle Vergleichung, die Zahl irgend einer der gelesensten Schriften des Unglaubens, in dieser Welt, unendlich übersteigt. Und wir dürfen getrost hoffen, die Zeit ist nicht mehr ferne, in welcher alle Schriften ungläubiger Verfaßer welche bereits vorhanden sind, oder noch zum Vorschein kommen werden, nur ein verächtliches Häufchen ausmachen werden, gegen die wachsenden Millionen von Exemplarien desselben einigen Buches, das die Bestimmung hat, ihren wilden Strom in der Welt aufzuhalten, und ihre schlechte Sache zu Schanden zu machen.

In unsern frühern Berichten hatten wir von Zeit zu Zeit Gelegenheit, auf das schnelle Wachsthum der Erkenntniß, unter unserm Volk hinzuweisen. Wenn je früher die Frage in den Rathsversammlungen der Großen, als eine zweifelhafte erschien, ob wohl auch eine allgemeine Verbreitung der Volksbildung und heilsamer Erkenntnisse für eine wahre Verbesserung des Volkszustandes gehalten werden dürfe, so ist nunmehr diese Frage auf eine Weise beantwortet, die keiner Erörterung mehr bedarf. Der Volksgeist ist aus seiner alten versteinerten Unbeweglichkeit herausgehoben, und kann in seinem neuen Laufe so wenig aufgehalten werden, als der Strom, den das Schmelzen der Schnee und Eismassen eines langen Winters verursacht. Und wenn es nur allzusichtbar am Tage liegt, daß das wachsende Uebergewicht vermehrter Erkenntniß, und geistiger Entfeßlung unter den Völkern, wenn es nicht vom leitenden Einflusse der Religion begleitet ist, grauenvolle Umwälzungen in seinem Gefolge hat, so liegt eben darinn ein desto stärkerer Beweis, für unsere heil. Verpflichtung, desto eifriger auf die allgemeine Verbreitung der heil.

Schriften bedacht zu seyn, und dieß um so mehr, da diese Verbreitung selbst, in dem neu aufgeregten Volksleben ihre neuen Quellen findet.

Blicken wir zurück auf die frühere Zeit, welche dieser allgemeinen Anregung der Geister vorangieng, von welcher so viel Gefahren für die Religion und Sittlichkeit des Volkes befürchtet wurde, so möchten wir fragen: war damals ein so eifriges Verlangen, nach dem Worte Gottes wie jetzt? wie viele waren derer unter tausenden, die nach dem Bibelbuche fragten, und sich um dasselbe bekümmerten? War nicht bei weitem der größere Theil unserer Familien im Lande wohl damit zufrieden, entweder gar keine Bibel zu haben, oder sie als einen bedeutungslosen Artikel, unbenützt im Staube auf dem Schranke liegen zu lassen? Wanderten nicht von einer Generation zur andern ganze Millionen unter unserm Volke durchs Leben hin völlig unbekümmert darüber, während ihres ganzen Lebens, auch nicht einen Vers im Worte Gottes gelesen zu haben, oder auch nur lesen zu können? Wir sehen demnach, daß das Wachsthum der Erkenntniß, und das Aufwachen des Volksgeistes aus seinem langen Schlummer, im gleichen Verhältnisse ein wachsendes Verlangen nach der himmlischen Gabe mit sich führt, die das sicherste Gegengift gegen alle diejenigen Uebel in sich schließt, welche von neu erlangter Erkenntniß, und freiem Forschungsgeiste geführet werden möge.

Irland.

Aus einem Briefe des Herrn Predigers Irwen, Secretair der irrländischen Bibelgesellschaft.

Doublin den 30. August 1827.

Der Brief, worinn sie uns die erfreuliche Nachricht mittheilen, daß die verehrte Mutter-Gesellschaft zu London, unserem Lande abermals das ansehnliche Geschenk von 23,150 Bibel-Exemplarien bestimmt hat, hat in unserem Vereine eine allgemeine Freude angeregt; und ich bin beauftragt, ihren wärmsten Dank für die freundliche Bereitwilligkeit auszudrücken, mit welcher Sie unsern Wünschen und Bedürfnissen, entgegen gekommen sind. Es macht mir ein besonderes Vergnügen, Ihnen die Nachricht ertheilen zu dürfen, daß sowohl die Anzahl neuer Hülfs-Bibelgesellschaften, als auch das Verlangen nach dem Worte Gottes, noch immer im raschen Zunehmen begriffen ist. Seit dem letzten Junius d. J. sind in unserm Lande nicht weniger als 26 neue Bibelvereine errichtet worden, die seit dem Merz 1826 nunmehr die Zahl von 191 Vereinen bilden. Seit unserer letzten Jahresversammlung ist bereits mehr als die doppelte Anzahl von Bibeln von uns ausgetheilt worden, als in irgend einem der vorhergehenden Jahre der Fall war.

Die Freunde der Wahrheit und die Freunde Irlands, haben hohe Ursache, zu gerührter Dankbarkeit gegen Gott. Während die wachsende Bekanntschaft und der Einfluß des Wortes Gottes, die geistliche Wohlfahrt und die Sittlichkeit unseres Volkes, sichtbar empor hebt wird er auch zugleich mächtig dazu beitragen, die Ruhe und Eintracht unter demselben wieder herzustellen. In der frohen Erwartung dieser seligen Erfolge flehen wir zum HErrn, um immer reichere Segnungen für ihre

wohlthätige Anstalt, die das heilsame Werkzeug in der Hand der Vorsehung ist, zu diesem Glücke Irlands kräftig mitzuwirken.

Aus dem katholischen Deutschland.

vom 19. December 1826.

In einer Fabrike dieser Stadt sind etwa 500 Personen beschäftigt, unter denen bei 300 Kinder aus verschiedenen Gegenden der Nachbarschaft sich befinden. Diese bleiben gemeiniglich einige Jahre hier und kehren sodann zu ihren Familien zurück. Sind sie hier mit dem Worte Gottes versehen worden, so tragen sie dasselbe nach allen Richtungen in die armen Hütten hinein, wo leider noch mancher verblendete und gegen die Verbreitung der heil. Schriften feindselige Geistliche noch lange den Zutritt zu dem Volke demselben versperrt haben würde. Die Begierde dieser Kinder nach dem N. Test. ist ausnehmend groß und bereitete mir die willkommene Gelegenheit, daß ein würdiger Geistlicher selbst sich der Sache annahm und unter den Schulkindern dasselbe auszutheilen sich angeregt fühlte. In kurzer Zeit war mein Vorrath an N. Test. zu Ende und die armen Kinder, welche dies unter vielen Thränen vernahmen, konnten nur durch das Versprechen befriedigt werden, daß ich einen neuen Vorrath beschrieben habe und sodann denen, die sich am besten betragen, ein N Test. zum Gebrauche schenken werde. Auch in den Sonntagsschulen sind unter den Erwachsenen viele Exemplare ausgetheilt worden, die, wie ich hoffen darf, zu ihrem Segen von ihnen werden angewendet werden. Besonders willkommen ist mir die Gelegenheit, armen Taglöhnern, welche lesen können, das

Wort Gottes in die Hände zu geben, und bei manchen derselben hatte ich das Vergnügen, wahrnehmen zu dürfen, daß es sich als eine Kraft Gottes zur Seligkeit an ihrem Herzen und Leben beweist. Ueberhaupt ist es hoch erfreulich, wahrzunehmen, mit welcher Einfältigkeit des Herzens unsere katholischen Brüder das Wort Gottes lesen und eben darum ist zu hoffen, daß, wenn nur das Herz aufrichtig die Wahrheit sucht, der gute Saame desto reichlichere Früchte tragen wird. — Sollte auch da und dort aus der Vertheilung des Wortes Gottes ein Kampf entstehen und ohne Kampf giebt es ja keinen Sieg, so ist es genug für uns zu wissen, daß der schwerste Kampf bereits vom Mensch gewordenen Sohne Gottes für uns gekämpft worden ist, der den Tod und die Hölle überwunden hat; und er wird so lange fortfahren durch sein Wort und seinen Geist über die Menschenherzen zu siegen, bis ihm alle Dinge unterthan worden sind. Sollten wir seine schwachen Werkzeuge auch nichts weiter thun können, als den Saamen seines göttlichen Wortes auf dem Acker der Welt auszustreuen, so wäre uns schon damit das Loos aufs Lieblichste gefallen und mit unsern armen Bestrebungen, zum Bau seines heiligen Tempels unsere Steine herbei zu tragen, ein schönes Erbtheil geworden.

Ich fahre mit Vergnügen fort, die Gelegenheit hiezu sorgfältig wahrzunehmen und es erquickt meine Seele daß in den bisher so finstern Gebieten dieser Umgegend bereits mehrere tausende von N. Testamenten als eben so viele himmlische Lichtfunken verbreitet worden sind, die auch hier den hellen Tag der christlichen Erkenntniß vorbereiten werden. —

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft in Basel
und gedruckt
in der Schweighauserschen Buchdruckerei.



KARTE
von
HAWAII,
(Owyhi) der größten der
SANDWICHS INSELN.
Lith. v. A. Merian in Basel.
Maasstab von 12 englischen Meilen,
etwa 5 deutsche Stunden.
1 2 3 6 9 12
Fussweg
† Missions Stationen
Westliche Länge von London.
Nördliche Breite.
156
155
20
19
HAWAII
Mouna Kea
Mouna Huararai
Mouna Roa
Kirauea
der grosse Vulkan
Brennende Schlünde
Ponahohoa
KOHALA
HAMAKUA
HIRO
DISTRICT WAIMEA
Upolu
Towaihae Bay
Towaihae
Puako
Kaparaoa
Wainanarii
Kihoro
Laemano
Kaupulehu
Kuhiko
Kaulano
Kalaoa
Kairua
Hanaaula
Holualoa
Kahaluu
Keauhou
Kaawaroa
Kalama
Kearakekua
Keei
Honaunau
Keakea
Kauleolo
Kauhako
Halakiki
Waiea
Kaohe
Papa
Omakaa
Okoe
Kapua
Honomalino
Kaulanamauna
Kiolakaa
Paapohaku
Kauru
Kalehu
Waiohinu
Honuapo
Ninole
Punaluu
Hilea
Kanaio
Makaaka
Kapapala
Apua
Kearakomo
Kaimu
Kapoho
Kaau
Waiakea
Waiakea Bay
Wairuku Fl.
Puna
Kukuau
Ponahawai
Puueo
Papaikou
Kawainui
Kahua
Kamaee
Awapuhi
Opea
Weloka
Laupahoehoe
Hamuula
Neupua
Healakaka
Manienie
Kaumoarii
Paalaea
Kolodha
Malauahoe
Kapulena
Niupuku
Keaa
Waipio
Waimanu
Laupahoehoe
Honakea
Pololu
Halaua
Hapaa
Hihiu
Kipi
Puaiki
Kaihaava
Halala
Kahua
Anaemaru

